Gesammlete Briefe
über die
Heinzische Widerlegung
der
Gottschedischen
Sprachlehre.

CAMERARIVS

de vita Melanchthonis p. 121.

Qualia sunt partim obtrectantia bonis et maledica, partim scurrilia atque nugatoria, partim etiam calumniis et mendaciis referta scripta quorundam, quæ his temporibus evolant, tanquam monedulæ aut sturni, et magno numero et stridore ingrato, si quid adhuc reliquum est boni, illud carpendo perimunt, et omnem spem fructuosorum tractatuum præcidunt. Qui, nisi reprimantur aut fugentur, quid futurum tandem esse existimandum sit, non libet dicere.

Leipzig,
bey Bernhard Christoph Breitkopf.
1760.

Gesammlete Briefe
über die
Heinzische Widerlegung
der
Gottschedischen Sprachlehre.

CAMERARIUS
de vita Melanchthonis p. 121.

Qualia ſunt partim obtrectantia bonis et maledica, partim ſcurrilia atque nugatoria, partim etiam calumniis et mendaciis referta ſcripta quorundam, quæ his temporibus evolant, tanquam monedulæ aut ſturni, et magno numero et ſtridore ingrato, ſi quid adhuc reliquum eſt boni, illud carpendo perimunt, et omnem ſpem fructuoſorum tractatuum præcidunt. Qui, niſi reprimantur aut fugentur, quid futurum tandem eſſe exiſtimandum ſit, non libet dicere.

Leipzig,
bey Bernhard Christoph Breitkopf.
1760.

Vorrede.

So lange ich nun auch das Amt eines Schullehrers verwalte, so ist doch immer nach und nach bey mir das Vergnügen gewachsen, welches ich jederzeit aus der Verbesserung der deutschen Sprache geschöpfet habe. Wie viele deutsche Gelehrte haben nicht ihren so rühmlichen Fleiß meistentheils an fremde Sprachen gewendet; ohne die Pflichten zu überlegen, welche sie ihrer Muttersprache dabey schuldig waren? Ja sie war in den Schulen so gar verhaßt, daß es die Lehrer jungen Leuten für eine Schande hielten, deutsch zu reden. Sie drungen also auf nichts so sehr, als auf die Erlernung fremder Sprachen; und sahen nicht ein, daß ihre Unter-

gebenen die eigene Muttersprache noch nicht könnten, und daß sie verbunden wären, ihnen dieselbe allererst anzupreisen. Mit der Erlernung fremder Sprachen quälten sie sich also aus einer Classe in die andere, bis in die letzte. Und aus dieser giengen sie dann wieder, eben so unwissend in der deutschen Sprache, auf die hohe Schule. Hier ward nun wieder gar nicht, oder doch sehr wenig daran gedacht: man redete und schrieb entweder wie der elendeste Pöbel; oder man machte, um etwas gelehrter zu scheinen, ein Mischmasch aus Deutsch und Latein; worunter auch noch wohl eine gute Anzahl französischer Wörter gemischet wurden. Dergestalt gelangten sie endlich als Gelehrte, in öffentliche Bedienungen; und meistentheils noch zu solchen Würden, wo sie doch die Zierlichkeiten der fremden Sprachen durch die Länge der Zeit wieder vergessen mußten, weil sie sich in ihren Aemtern und Verrichtungen nur der deutschen Sprache bedienen konnten.

Wie elend nun also der Vortrag in einer Sprache reizen müssen, auf deren Ausübung und Verbesserung man doch niemals bedacht gewesen war, überlasse ich eines jeden eigner Beurtheilung.

So sah es noch in unsern Schulen, auf den Universitäten und in allen geistlichen Bedienungen im vorigen Jahrhunderte, ja auch im Anfange des itzigen aus, wo man doch gleichwohl deutsch zu reden nöthig hatte. Rechtschaffene Schulmänner, z. E. Egenolf in s. Hist. der deutschen Sprache, u. a. m. seufzeten zwar wehmüthig darüber; waren aber nicht im Stande, dem Uebel zu steuren. Endlich nahm sich der Herr Prof. Gottsched eifrigst unsrer deutschen Muttersprache an. Außer den Schriften der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, den kritischen Beyträgen, seiner Redekunst, und Dichtkunst, die mit so großem Beyfalle aufgenommen worden, ließ er auch 1748 seine deutsche Sprachkunst ans Licht treten. Hier wurde die gelehrte Welt in Deutschland rege, und der geschwinde Abgang des Buchs zeigte doch wenigstens an: daß sich unter den Einwohnern Germaniens auch eine Begierde regte, ihre eigene Muttersprache besser und gründlicher kennen zu lernen. Man sah sich genöthiget, 1749 eine wiederholte Auflage davon zu machen: Und der kaiserliche Befreyungsbrief selbst hielt Ausdrücke in sich, die eine besonders gnädige Billigung des allerhöchsten Oberhauptes im Reiche deutlich zu verstehen gaben.

Selbst viele große Gelehrte widmeten diesem neuen und nützlichen Buche ihren Beyfall. Einige spornete es sogar an, der Sache selbst mit nachzudenken; indem sie von verschiedenen Orten dem gelehrten Herrn Verfasser, durch einige Anmerkungen und Verbesserungen, ihr Gutachten an den Tag legten. Dieses war dem Herrn Verfasser um desto angenehmer, weil er in der Vorrede seines Buches darum gebethen hatte. Und die folgenden Ausgaben haben auch allemal gezeiget, daß sie wirklich mit Vergnügen und Danke sind aufgenommen worden. Denn welcher vernünftige Mann wird zur Beförderung der Vollkommenheit scheel sehen, wenn sie auf eine anständige Weise angebracht wird? Der Beyfall wurde also noch stärker, als auch die zwote Auflage von 1749 mit einer doppelten Anzahl der Exemplarien die Zahl der Liebhaber noch nicht sättigen konnte. Denn in kurzer Zeit sah der Verleger sich mit Vergnügen genöthiget, sie wieder aufs neue drucken zu lassen.

Nach dieser dritten Ausgabe flogen einige Bittschreiben von patriotischgesinnten Gemüthern an den Herrn Verfasser: daß er doch zur Erleichterung der Schuljugend, einen Auszug aus seiner Sprachlehre möchte verfer-

tigen lassen. Diesem Verlangen ist er willig gefolget, und auch dieser Auszug oder Kern der deutschen Sprachkunst, wie aus der bald wiederholten Auflage derselben zu ersehen gewesen, war nicht weniger angenehm und nützlich.

Doch eben jetzt hat man einen neuen Ausfall auf den Herrn Prof. **Gottsched** gethan, welchen noch keiner von seinen Feinden jemals gewaget. Man ist nämlich kühn genug gewesen, ihm denjenigen Ruhm streitig zu machen, der von dem ansehnlichsten Theile unsers Vaterlandes ihm beygeleget worden; mit welchem ihn sogar die Ausländer beehret haben; und der auch noch, bey allen denen bittern Vorwürfen, welche ihm sind gemachet worden, unangestoßen geblieben ist. Man bemühet sich itzt, ihm die Ehre eines deutschen Sprachlehrers zu entziehen: die ihm doch von vielen Widersachern war eingeräumet worden. Denn es war noch nicht genug, daß man ihm widerrechtlicher Weise die großen Verdienste um die Verbesserung der deutschen Schaubühne, womit er den ungesitteten Scherz und die Misgeburten des Witzes zuerst beherzt verjagte, streitig zu machen, und ihn endlich gar aus der Reihe der deutschen Dichter zu verdrängen suchte. Man geht noch weiter: man läugnet so-

gar, daß er unserm Vaterlande, weder durch die Beredsamkeit, noch auch durch die Feststellung der Regeln und Grundsätze unsrer Sprache einige Dienste gethan habe. Und was Wunder?

Urit enim fulgore suo, qui prægravat artes
Infra se positas; exstinctus amabitur idem.
HORAT.

Es sind ihm zwar freylich auch noch mehrere geschickte Männer in dem allen beygetreten und nachgefolget, welche so manchen neuen Versuch mit deutschen Sprachkünsten gewaget, denen es auch an einigem Beyfalle nicht gefehlet hat. Und ob sie gleich manchmal von ihm in einigen willkührlichen Meynungen abgegangen sind; so haben sie doch niemals dabey die seinige zu unterdrücken gesuchet. In solchem Ansehen nun ist sie vor allen andern, verschiedener neuen Auflagen, Uebersetzungen und Auszüge gewürdiget worden. Denn die große Leipziger Ausgabe ist schon bis zur vierten und die kleine bis zur dritten Ausgabe gestiegen. Ja nicht nur Deutschland selbst hat Gottscheds Sprachkunst allen andern vorgezogen; sondern auch fremde Völker haben es für dasjenige Buch gehalten, welches am geschicktesten wäre, ihnen die deutsche Sprache

bey=

beyzubringen. So erwählte es 1756 schon Frankreich dazu, als in Paris ein kurzer Auszug davon erschien, und in allen Monathschriften gelobet wurde. Im 1753sten Jahre erschien die erste, und 1758 kam schon zu Straßburg die zwote Ausgabe von seiner größern Sprachkunst heraus. Zu Wien und Prag erschien gleichfalls 1757 schon die zweyte Auflage von einer französischen Uebersetzung. Sollten diese Beweise nicht stark genug seyn, die Misgunst, wo nicht zu unterdrücken, doch zu beschämen: welche ihm den Ruhm will streitig machen? Man muß also allerdings mehr als verwägen seyn, wenn man ein Buch widerlegen will, welches auf den Beyfall von so einem Lande, wie Deutschland ist, stolz seyn kann; ja noch nicht genug, ein Buch, welches auch fremde Völker zum Muster erwählen, ihre Kenntniß des Deutschen dadurch zu erweitern. Könnte man dem Lobe des Verfassers wohl noch ein größer Gewicht beylegen?

Der Herr Prof. G. scheint mir hier die Gemüthsart des großen Melanchthons zu haben, von welchem Camerarius in seinem Leben auf der 80 und 81 S. also schreibt: (§. 21. Ed. Lipſ. 1698.)

„Ipſe

„Ipſe ſane Philippus, qui de his, quemadmo-
„dum paullo ante indicavimus, dixiſſet ſcripſiſſet-
„que, quibus hoc ſtudium et factum ejus, ad
„omnes bonos, vel non ſaltem inſigniter malos,
„facile defenderetur, *numquam voluit cum ullo*
„*contendere*, neque dimicare. Id quod etiam fe-
„cit in aliis omnibus, contentus veritate doctri-
„næ ſuæ, et non ignorans, rixando et litigando
„non explicari quidquam, ſed omnia magis du-
„bia et incerta fieri. Itaque *non ille reprehenden-*
„*tibus et interdum accuſantibus, ſæpe etiam inſo-*
„*lenter calumniando inſectantibus*, *reſpondere;*
„non de ſuis, quæ notarentur, apologias edere;
„non etiam pro ſua fama propugnare; *ſed inju-*
„*ria accepta tacere et patientia frangere vim ad-*
„*verſariorum*; interea tamen ſua attente conſi-
„derare et inſpicere, *et limando reddere meliora.*
„Quæ opera et utilior Reipublicæ, et ipſi hone-
„ſtior fuit, quam ſi digladiando certamina auxiſ-
„ſet, *et quibusdam materiam hanc celebritatis ex-*
„*petentibus*, *in ea nanciſcenda adjutor fuiſſet.*
„Itaque et Philippi Melanchthonis ſcripta, in
„quæ hoſtiles plane irruptiones aliqui fecerunt,
„et nunc in manibus, et poſt hæc futuri ſunt:
„*quum pleraque hæc oppugnantium jam evanue-*
„*rint*, *et ſi quid adhuc in hujus ſæculi levitate*
„*quaſi innatat*, *id brevi interiturum ſit*, una cum
„autorum nominibus, demerſum in caliginem et
„tenebras ſempiternas?„ Soweit **Camerarius.**

Mir kömmt es vor, als ob unſer alter Opitz, der bey allen ſeinen Verdienſten um die

die geläuterte und verbesserte deutsche Sprache und Dichtkunst, den Zahn des Neides und der Tadelsucht dennoch empfinden mußte, aus eigener Erfahrung, dem Herrn Prof. **Gottsched**, als seinem treuen Nachfolger, dasjenige zum Troste zuriefe, was er damals seinem Freunde, **Zinkgräfen**, zugerufen hat:

Laß du, o Zinkgräf, nur den guten Zweck nicht liegen,
Zu helfen, wie du thust, die Finsterniß besiegen,
Die deutscher Reden Zier bisher verdunkelt hat.
Kriegt gleich ein Nesselstrauch bey Rosen seine Statt,
So blühen sie gleichwohl! Wir wollen nicht bedenken,
Daß träge Hummeln sich an diesen Bienstock henken.
Ein Körper bleibet doch, wenn gleich des Schattens Schein
Sich größer macht als er. Die Zeit soll Richter seyn!

So wenig ich es also für nöthig geachtet habe, auf die Schmähungen gegen des Hrn. Prof. deutsche Sprachkunst zu antworten; weil sie noch mehr, als nur den Beyfall von Deutschland erworben hat: so sehe ich mich doch auf eine gewisse Art voritzo genöthiget, die Unbilligkeit und den Ungrund seiner Widersacher an den Tag zu legen. Es sind zwar

zwar meine Gedanken darüber in keiner ordentlichen Verfassung eines Buchs aufgesetzt; sondern es sind nur einzelne Briefe, die ich in denjenigen Stunden geschrieben, welche mir meine Amtsgeschäffte zum Vergnügen übrig lassen. Die Veranlassung darzu war das Verlangen eines guten Freundes, welcher mich wegen der Widerlegungen gegen den Kern der deutschen Sprachkunst um Rath fragte; indem er sich derselben gleichfalls bisher in seiner Schule bedienet hatte. Ich schrieb ihm also meine Meynung darüber, und rieth ihm schon im voraus, daß er sie deswegen nicht aus seiner Schule verbannen sollte; indem der Beyfall der gelehrten Welt mehr gälte, als die schwachen Beurtheilungen eines unerfahrnen und kurzsichtigen Kritikers.

Ein alter Deutscher gab vor 300 Jahren den Lesern seines Buches diese heilsame Lehre, wenn er sein Buch also schloß:

Latz ander sach guet seyn,
Hab innen Danckch, schaff daz dain.

Diese will ich dem Herrn Rector H. auch bestens empfohlen haben.

Briefe
über
die Heinzische Widerlegung der Gottschedischen Sprachlehre.

I. Schreiben.

Mein Herr,

Da Sie von ihrer zarten Kindheit an, bis in die Jahre eines Jünglings, in meinem Hause gelebet haben; so wissen Sie mehr als zu wohl, wie weit ich in meinen Urtheilen von dem Vorurtheile des Ansehens entfernet bin. Ich habe Sie stets gewarnet, zu der Fahne keines einzigen Mannes zu schwören; sondern alles, was geredet und geschrieben wird, den immerwährenden Gesetzen einer gesunden Vernunft zu unterwerfen. Ich habe Ihnen diese gewisse Regel um so viel nachdrücklicher empfohlen; weil Sie selbst das Gesetz meiner Urtheile ist. Bey Ihnen glaube ich also die Bitte nicht nöthig zu haben, daß Sie mich, wenn ich in unserm vertrauten Briefwechsel die Vertheidigung

eines und des andern gelehrten Mannes zeither über mich genommen habe, ja nicht etwan mit dem Namen desjenigen belegen, dessen Vertheidiger ich bin. Diese Gewohnheit unter einigen Halbgelehrten scheint von einer schlechten Art von Leuten erborget zu seyn. Der Ursprung dieser Gewohnheit sollte also die Einführung derselben in die gelehrte Welt, schon hinlänglich verhaßt machen. Ueber dieses glaube ich auch, daß ich nicht alle diejenigen Eigenschaften besitze, welche zu einem blinden Anhänger eines einzigen Mannes erfodert werden. Sie wissen aus meinen vorhergehenden Briefen an Sie, und aus unserer letzten Unterredung bey dem Hrn. E. meine Gedanken, welche ich von dem Hrn. Prof. Gottsched hege. Ich hasse alle Schmeicheleyen, weil sie mit dem Begriffe eines ehrlichen Mannes nicht bestehen können. Allein, offenbare Verläumdungen, die der Ehre eines andern nachtheilig sind, sind mir eben so verhaßt: und die Entblößung solcher Verläumdungen von dem Scheine der Wahrheit, halte ich für eine so heilige Pflicht, daß ich die Leistung derselben einem jeden Nebenmenschen schuldig zu seyn glaube. Hieraus können Sie, mein Herr, die Ursache meiner folgenden Briefe an Sie erkennen. Der Herr Rector Heinze in Lüneburg hat die Ehre des Hrn. Prof. Gottscheds, dem Beyfalle aller Rechtschaffenen zuwider, beleidigt, und diese Beleidigung zu zernichten und den Ungrund seiner Vorwürfe zu zeigen, ist eine Pflicht für einen jeden, und es soll auch itzt die meinige seyn. Ja ich hoffe dabey daß ich nicht nur Sie, sondern auch andere vernünftige Gelehrte leicht gewinnen werde. Denn

vom

die Sprachkunst des Hrn. Prof. G. hat ja gleich vom Anfange her das Glück gehabt zu gefallen, und zwar Leuten, die selbst Kenner und Liebbhaber dieser freyen Kunst, ja wohl gar Feinde des Hrn. Prof. G. waren; warum sollte es ihr denn nur itzo erst können entzogen werden? Ich habe Ihnen daher das Buch des Hrn. Rector Heinzens, welches die Schmählerung der Ehre des Hrn. Prof. G. zur Absicht hat, beygelegt. Lesen sie es vorher durch, damit sie meine Anmerkungen darüber desto genauer beurtheilen können. Ich bin ꝛc.

* *

II.

Mein Herr,

Sie erwarten vieleicht mit großer Begierde nach Wahrheit, die gerechte Vertheidigung über den Kern der deutschen Schprachlehre. Ihre Gesinnung ist eben so edel, und ihr Verlangen eben so gerecht, als die Anmerkungen des Hrn. R. meistentheils ungegründet sind. Sie haben doch die Vorrede von der überschickten Heinzischen Beurtheilung der Gottschedischen Sprachlehre gelesen? Nun gut, so werden Sie wohl also auch die Art bewundert haben, die dem Hrn. R. H. Anlaß zu dem Amte eines Schriftstellers gegeben hat. Die ersten Zeilen seiner Vorrede zeigen schon im Voraus, daß er die Feder nicht so wohl aus Liebe zur Wahrheit ergriffen; als vielmehr ein Kützel, sich über die vermeynten Fehler des Hrn. Prof. G. recht lustig zu machen. Herr Heinze hatte seinen Schülern die

kleine Gottschedische Sprachkunst in die Hände gegeben. Er fand aber bey Erklärung derselben auf allen Seiten Fehler; und schämte sich vor seinen Schülern, daß er sie nicht längst gelesen; indem er doch itzt den Hrn. Prof. beständig widerlegen sollte; und doch dabey befürchten mußte, daß ihn seine Zuhörer einer Tadelsucht beschuldigen möchten. Um sich nun von diesem Vorwurfe zu befreyen, fasset er den Entschluß, ein Schriftsteller zu werden, und den Hrn. Prof. öffentlich zu widerlegen. Gewiß eine wunderliche Art der Wendung, durch die Herr Heinze die wahre Absicht seines Herzens, weßwegen er die Feder ergriffen hat, verschweigt. Entweder der Herr Rector hatte Ursache sich vor seinen Schülern zu schämen; oder er besorgte etwas unnöthiges. War das erste, so war es ja weit schlimmer, wenn er seine Widerlegungen öffentlich bekannt machte. Oder hatte etwann Herr Heinze gegen seine jungen Schüler mehr Hochachtung, als gegen die ganze gelehrte Welt? Und waren seine Widerlegungen gewiß und überzeugend; so hatte er von jungen Leuten, die ohne dieß ihren Lehrern nur allzuleicht glauben, nichts zu befürchten. Ich frage auch endlich den Hrn. Rector mit seinen Schülern: warum er denn für ihren Unterricht keine andere Sprachkunst ausgesucht habe; da er ja bey Erklärung der Gottschedischen nur die Zeit mit Widerlegungen zubringen mußte? Warum erwählte er denn die Frischische Sprachkunst nicht, welche er doch genau kannte? Ich will mir und seinen Schülern die Antwort geben. Solchergestalt aber wäre Herr Heinze kein Widerleger des Hrn. Prof.

Gottscheds geworden, und Herr Gottsched hätte vielleicht auch nicht erfahren, ob ein Rector Heinze in der Welt wäre. Ja Herr Heinze hätte auch, wie er glaubt, zu seinem Ruhme nicht zeigen können, daß er weiter sähe, als derjenige, den man für einen der größten deutschen Sprachlehrer hielt. Denn Heinze verhält sich zu Gottscheden als ein Critiker betrachtet, ganz anders, als sich Gottsched zu einem Sprachlehrer, Dichter und Redner verhält. Denn wer seine Dichtkunst verwirft, der saget auch zugleich den Lehren Aristotels und Horazens ab. Wer ihn als einen Redner schilt, der beleidigt auch zugleich einen Qvinctilian und Cicero. Und wer seine Sprachkunst verwerfen will, ohne sie von ihrem Ursprunge her fleißig gelesen zu haben; und noch darzu öffentlich bekennt, daß er nicht im Stande sey eine zu schreiben; der widerspricht sich ja, wenn er sie tadelt. Sind solche Beleidigungen wohl zu rechtfertigen? Legen Sie meine Gedanken auf die Wage einer vernünftigen Beurtheilung; so werden sie finden, daß ich mehr Ursache habe Hrn. Prof. Gottscheden zu vertheidigen, als Herr Heinze Recht und Fähigkeit besitzt, ihn zu schelten. Ich bin ꝛc.

* *

III.

Mein Herr,

Ehe ich zur Sache selber schreite, will ich Ihnen erst noch meine völligen Gedanken von den würkenden Ursachen entdecken, welche Hrn. Heinzen bewogen haben, mehr eine Schmähschrift, als eine Widerlegung aufzusetzen, welche die Ehre der Wahrheit retten kann.

Herr Heinze fühlte den Trieb zu widerlegen in sich: und woferne er demselben keine Gnüge geleistet hätte, so wäre dieses vieleicht der Anfang zu einer innern Krankheit gewesen. Auf den Vorzug stolz, der ihm als dem ersten Widerleger der Gottsched. Sprachkunst unter allen Schullehrern, wie er saget, zugehöre, ergriff er die Feder und schrieb. Ich rufe inzwischen alle geübte Schullehrer zu Zeugen an, ob es nicht die größte Nachläßigkeit, und der strafbarste Fehler eines Lehrers sey, seinen Schülern ein Buch in die Hände zu geben, ohne vorher dasselbe sorgfältig untersuchet zu haben? Und gleichwohl machet sich der Herr Rector in Lüneburg durch sein eigen Geständniß dieses Fehlers schuldig. Er bekennet auch selbst, daß es ihm niemals ein Ernst gewesen sey, sich die Sprachkunst des Hrn. Prof. G. bekannt zu machen; und er habe auch nicht vielmehr davon gewußt, als ein Stutzer von den Büchern, die er in der Gesellschaft lobet oder tadelt; nämlich vom Hören-Sagen, oder welches fast einerley ist, aus Tagebüchern und Monathsschriften. Er gesteht

steht auch, daß er die Erlernung einer deutschen Sprachkunst niemals für nöthig geachtet habe. Lauter vortreffliche Proben von den Einsichten und Gesinnungen, eines recht gründlichen und treumeynenden Schulmannes! Wären ja etwan zweifelhafte Fälle gekommen, so hätte er sich allemal dabey der Bödikerischen Grammatik, mit Frischens Anmerkungen nützlich bedienet. Dieses ist ein Geständniß, welches dem Leser von seiner Kritik keinen allzuvortheilhaften Begriff geben kann. Herr Heinze schreibt auch überdieß noch in seiner Vorrede: daß er sich besonders Mühe gegeben habe, das Unangenehme von seiner Kritik zu entfernen; damit es dem Leser nicht zu schwer werden möchte, sein Buch zu lesen. Es wird ihm freylich selbige weit unangenehmer vorkommen, als die Vorrede des Hrn. Prof. **Gottscheds** an die Schullehrer. Herr Heinze hat der gelehrten Welt zwar auch gewiesen, daß er mit zur Schule gehöret; allein die Spinne zieht auch aus gesunden Speisen Gift. Lassen sie sich aber besonders in der saubern Entschuldigung nicht verführen, da er den Leser bereden will: daß sein Buch nicht etwann aus einer bloßen **Uebung des Witzes**, oder aus **Vorwitz**, oder gar aus **Feindseligkeit** geschrieben sey; indem er auf die Liebe zur Wahrheit und auf seinen Beruf trotzet. Hier frage ich Sie selbst, mein Herr: Wie stark bey einer Sprachlehre der Witz spielen kann? Muß sich hier nicht vielmehr einer die Festsetzung der Gewohnheit, und die verschiedenen Mundarten der Völker gefallen lassen; muß er sich nicht meistens nach der Einführung des Pöbels richten? und nur soviel möglich

ist, die Unbeständigkeit in dem Munde der Ungelehrten und Gelehrten, unter eine Regel zu bringen suchen? Bey diesem allen ein Spiel des Witzes treiben zu wollen, könnte zwar einem aberwitzigen Schüler der zweyten oder dritten Classe, aber nicht einem Lehrer einfallen; der ja wohl weis, was es mit Grammatiken für eine Bewandtniß hat. Wir würden selbst bey Hrn. H. nicht auf diesen Verdacht gekommen seyn, wenn er uns nicht selbst darauf gebracht hätte, daß solches doch wohl möglich seyn müsse. Daß aber gar wohl der Vorwitz mit eine Ursache seines wichtigen Unternehmens seyn kann, ist leicht zu begreifen: doch überlasse ich es Ihnen mein Herr, und einem jeden verständigen Leser, in wie weit es geschehen sey. Den Vorwand einiger Feindseligkeit verneine ich mit Hrn. Heinzen zugleich. Sie können viel eher mit mir zweifeln, ob Herr Prof. Gottsched vorher gewußt hat, daß ein Rector Heinze in der Welt ist? In wie weit aber die Wahrheit in diesem Buche Statt findet, dieses wird sich am Ende zeigen. Und den Beruf eine Sprachlehre zu widerlegen, raubet ihm ja sein eigen Geständniß; weil er bekennet, daß er sich niemals um die deutsche Sprachkunst bekümmert habe; und daß er es daher zu bewerkstelligen nicht im Stande sey. Wie? sind denn das die Leute, die ein viele Jahre lang vorgehabtes, und mit vielem Fleiße und Nachsinnen ausgearbeitetes Werk widerlegen können, die sich niemals um die darinn enthaltenen Wahrheiten und Regeln bekümmert haben? So muß ja Herr Heinz der allererste Meister seyn, der ganz fix und fertig vom Himmel

gefallen.

gefallen. Wer nur ein wenig sieht, wie viel Zeit, wie viel Bücher und Alterthümer der deutschen Sprache darzu gehören, eine Sprachkunst zu schreiben; der wird den Beruf dazu, Herr Prof. G. viel eher zutrauen, als Herrn Heinzen und seines Gleichen. Denn ein Mann, welcher sich zu der Zeit erst, da er ein Buch widerlegen will, die Wissenschaft, die dieses Buch vorträgt, bekannt machet, scheint ja sogleich verdächtig zu werden. Ich erwarte mit ehester Gelegenheit ihren Beyfall oder Einwendungen hierüber, damit ich desto gegründeter fortfahren kann, sie weiter von der Gottschedischen Sprachkunst zu überführen: daß sie noch zur Zeit die beste sey, selbst nach dem Ausspruche des Hrn. von Justi in seiner Anweisung zur deutschen Schreibart §. 8. der doch gewiß unter die Schmäuchler und Lobredner des Hrn. Prof. G. nicht gehöret. Ich preise demnach schreibt er ꝛc. Was sagen sie darzu?

* *

IV.

Mein Herr,

Ihr Beyfall und das aufrichtige Geständnis von ihrer Gesinnung hat mir sehr wohl gefallen. Besonders haben Sie recht, wenn Sie glauben, daß wenig Ordnung in Hrn. Heinzens Vorrede sey, und daß immer eine Seite der andern widerspricht. Der Einschluß von wegen des y, welchen Herr Heinze von einer fremden Hand bekommen, überzeugt mich noch gar nicht, daß das y nicht aus einem i und j sollte entstanden seyn. Das einzige alte

Msc. woraus er es beweisen will, ist fürs erste mit lateinischen Buchstaben geschrieben, und folglich für sehr neu zu halten: da bekannter maßen die gebrochne Mönchsschrift viel älter ist. Es gehöret also schon darum gar nicht unter die Schiedsrichter der deutschen Rechtschreibung, und kann also auch in diesem Stücke nichts beweisen. Ich selbst besitze ein ziemlich altes deutsches Msc. welches über 350. Jahre alt ist, mit deutschen Buchstaben: und da finde ich das y sehr oft und niemals anders als mit zwey Puncten bezeichnet. Sollte dieses kein Beweis seyn, daß wenigstens dieser Schreiber geglaubet: daß es aus einem i und j entstanden sey? Ich glaube es allerdings: denn ich kann mir nichts natürlicher und ordentlicher vorstellen. Zur Beglaubigung will ich einige Exempel daraus anführen:

Das ist mir huit vn̄ ÿm̄ ?* schwer
Nn̄ seyen wir dez gutez reich

* * *

Ain claines hündlin pal in an
Da was by ir ain ander man,

Daraus aber ist noch nicht zu schließen, daß das lange j jünger seyn muß. Es ist mit dem i in dem ältesten Zeiten gegangen, wie mit dem u. Man bemerkte wohl, daß diese beyde neben einander stehende Selbstlauter einen doppelten Ton hatten, und dadurch halb zu Mitlautern wurden. S. Ottfrieds Vorrede zu s. Evangel. Wie nun schon die Gothen eine andere Figur zum g hatten, nämlich das Γ und eine andere zum j nämlich G wann es ein Mitlaut ward, und eine andere zum I als ein

Selbstlaut:

Selbstlaut: so erdachte man sich auch in neuern Zeiten ein langgeschwänztes i, das ist ein j, zum Mitlauter, so wie man sich ein v zum Mitlauter vom u als Selbstlauter erdacht hatte. Und geschah es gleich oft, daß der Misbrauch die eine Figur von diesen beyden Lettern immer zu Anfange, die andere nur im Mittel der Wörter brauchte: so blieb doch deswegen ein u ein u und ein v ein v, ein i aber vom j unterschieden. Ich habe mir deswegen sogar die Mühe gegeben, und in Leipzig durch einen Bekannten einige alte Mscripte nachschlagen lassen, davon ich die überschickten Auszüge zum Beweise hersetzen will. Aus einem alten Mscr. vom Parcival:

Des pflegent kamerer
Wan clare juncvrowelin
Der muste vil dar mite sin ꝛc.

Jngleichen bald hernach:

Moratz Win vnd luter trang
Brachtend junckvrowen do mit in rang
Und ander gute spise.

Kurz vorher stund:

Do solte ellenthaftes jagen
An sinem strite gar verzagen.

In dem alten verdeutschten Rechtsbuche des Meister Tancredus, davon Herr Prof. G. ein Progr. geschrieben, steht ausdrücklich:

Nach dem jare ist er nicht dester minder zu seczen, ein warer Besiczer.

Etliche

Etliche Blätter weiter kömmt: julius hat geschrieben, mit einem wahren j: und ungeachtet, Item mit eben der Figur anfängt; so haben wir doch heute zu Tage noch keine doppelte Figur in großer Schrift. Und eben so kommen im Register Jure, Judiciis, Juramento u. d. gl. vor.

Allen Zweifel endlich zu heben, berufe ich mich auf einen Codicem Gluniacensem, der die Historiam biblicam in Versen beschreibt, der im XIII Jahrhunderte auf Pergament geschrieben ist. Dieser zeugt auch auf allen Blättern, jung, jar u. d. gl. mit einem kleinen j geschrieben. Z. E.

Da sprach der jung Man ꝛc.
Do daz erhört der jung Man ꝛc.
Daz selb jar sol ew für war
Geheizzen sein der Nu jar u. d. gl. m.

Sodann liest man auch Troy und pey: Z. E.

Von Trous sagt die Geschichte fürwar
Daz er Troy pey seiner Zeit Stift ꝛc.

Und warum brauchen denn die Engelländer und Holländer noch diese Stunde das y als ein j in der Aussprache und in ihrer Schreibart, z. E. das Wort Young u. a. m.; wenn es nicht seinem Ursprunge nach aus einem j entstanden wäre? Das griechische υψιλον kann gewiß keinen Antheil daran haben. Die Lübeker Bibliothek besitzt eine Ausgabe von Reinecken dem Fuchse, welche 37 Jahr älter ist, als die Baumannische, die erst vom 1522. Jahre her ist. Sie ist holländisch

disch und deswegen geschickter, das j daraus zu beweisen, als die alkmarische. Sie ist in ungebundener Sprache zu Delft 1485 gedruckt. In der Vorrede kommen schon einige Exempel vor, daraus zu beweisen ist, daß das y aus einem i und j entstanden sey, als:

„In welken Historie die parabolen bescreuen
„sijn veel scone leren ende merkelike punten.

Imgleichen:

„bij welke punten men mach leren kennen.

Ferner:

„dicwyl hier in de lesen Ende naerstelic aen
„te merken dat gheine dat hij leset.

Und kurz darauf ist das Wort dicweil wieder mit einem i und j geschrieben, als:

„mer dicwijl over te lesen.

In der ersten Klage von Isegrimm, dem Wolfe, steht das i und j anstatt e und i, als:

„nit mit wille van mijnre huusvrouwe gheweest
„is, ende daer beseykede hi mijn Kynderen ꝛc.

Der ganze Beweis aus der Geschichte des **Barlaam** ist also gar nicht hinreichend, damit zu zeigen: daß das y nicht aus dem i und j entstanden sey. Denn erstlich ist es mit lateinischen Buchstaben geschrieben, und gehört also nicht hieher, zum Beweise der deutschen Buchstaben.

Herr **Heinze** hatte es zwar erst in seinem Buche selber behauptet; da ihm aber ein anderer aus dem **Barlaam** das Gegentheil beweisen wollen: so ist er dem Rohre gleich, das der Wind hin und her wehet, und verläßt also seine vorige Meynung,

und verwirft in der Vorrede wieder, was er erst in seinem Buche behauptet hatte. Der Herr Rector muß seiner Sachen sehr gewiß seyn!

Damit es aber nun dem Leser nicht so abgeschmackt vorkommen solle: so weis er es sehr artig einzukleiden, und suchet dessen Beyfall mit einer Art von Beschönigung zu erschleichen: der geneigte Leser soll nämlich alle diejenigen Wörter, welche er zwischen seinem Buche und der Vorrede geändert hat, als **Druckfehler** ansehen. Vortrefflich! Es soll nunmehr der unschuldige Buchdrucker über sich nehmen, was der witzige Kunstrichter vorher nicht sattsam eingesehen. Und warum soll denn der Buchdrucker büßen, was doch der Herr V. verschuldet hat?

„Das Wörtchen **Mithin**, spricht er, beliebe „man, so oft es vorkömmt, als einen Druck„fehler anzusehen.

Ein artiger Druckfehler! und man soll dafür **also**, oder **daher** lesen. Wahrhaftig! so grob und einträchtig durch ein ganzes Buch, hat man noch keinen Druckfehler gesehen! Jetzt hat Herrn **Heinzen** die Philosophie wieder verlassen. Bethet doch, bethet doch fleißig, ihr ehrlichen Setzer, daß der Herr Rector nicht noch mehr Fehler seiner Schreibart einsehen lernet; sonst werdet ihr noch eine Menge Druckfehler zu verantworten kriegen. Und die Ursache, warum er es verwirft, ist noch darzu sehr gründlich: „denn, spricht er, **Frisch** tadelt es, „**Christ** verwirft es, **Schmidt** ist ihm nicht recht „gut: Ursache genug, es auszustreichen.„ Trefflicher

licher Beweis von der Ungültigkeit eines Worts! **Ursache genug, dasselbe zu verwerfen!** Dieses gebe ich dem Rector zu, daß er hier, wie er dem Herrn Prof. vorwirft, wieder nicht philosophirt habe. Sie lachen? Lesen sie seinen Beweis noch einmal durch: so werden sie den ehrlichen Rector zu bedauern anfangen. Ich beharre 2c.

* *

V.

Mein Herr,

Da ich Ihnen in meinem letzten Briefe noch einige Stücke aus der Vorrede des Hrn. R. schuldig geblieben bin, so sollen in dem itzigen ihre Zweifel darüber vollends gehoben werden. Und ich werde Ihnen zeigen, daß sie eben so wenig Vortheile, als Grund haben. Herr **Heinze** widerruft gleichfalls den Unterschied von dem Worte **dauren** (durare) und **tauren** (dolere) den doch Herr Prof. **Gottsched** nicht berühret, vielweniger gelehret hat; und glaubt, daß es eine alberne Unterscheidungsregel wäre, weil sie **Frisch** so nennet; und daß sie im Grunde falsch seyn müsse, weil sie **Frisch** verworfen habe.

Hier läßt nun der Herr Autor wieder eine sehr tiefe Einsicht, und große Stärke seiner Beweise von sich blicken. Denn in seinem Buche hat er es erst angenommen, weil er geglaubt hat: daß es vielleicht vernünftig sey, wenn man ein Wort, dessen Bedeutung man so nicht gleich einsehen könnte, sehr

bequem durch einen Buchstab unterscheidet. Und was ist ordentlicher als dieses, werden sie denken? Es ist allerdings wahr; wie soll sich denn der Grammatikus anders helfen, als durch Festsetzung der Regeln? Und wenn ist er am meisten darzu verbunden, als wenn er ohne Beschwerde die beste Gelegenheit darzu hat?

Z. E. zu was Ende sind wohl das harte t und weiche d erfunden, als daß sie Unterscheidungszeichen seyn sollen, derjenigen Wörter, welche einerley Aussprache und doch verschiedene Bedeutungen haben? Was würde in andern Sprachen dieses nicht für eine Verwirrung seyn, wenn wir nicht das Unterscheidungszeichen der doppelten Buchstaben hätten? Und warum sollen wir denn dieses nicht thun, wenn zur Deutlichkeit sonst nichs mehr nöthig ist, als nur die Veränderung der Buchstaben? Und wenn man die Ungewißheit eines Worts mit einem einzigen Buchstab aus dem Wege räumen kann, was ist klüger?

Wer will es denn auch hernach den Grammatikern verwehren, eine Regel daraus zu ziehen? Wenn also niemand keine kräftigern Einwürfe machet, als Herr H. so wird der Unterschied dieser beyden Wörter dauern (durare) und tauren (dolere) wohl nicht aus der Reihe der Regeln verbannet werden.

Ich könnte Ihnen auch hier die Anmerkung über das Wort Buchstab mit einfließen lassen: allein der Herr Autor wird uns an einem andern Orte bessere Gelegenheit darzu geben.

Die

Die Anmerkung, welche Herr H. von dem Dat. sing. sagt, daß er bisweilen sein e verliere, sind eben so unrichtig, als viele andere seiner Beweise. Denn das erste Exempel, welches er davon angiebt, ist gleich falsch. Er saget nämlich, wenn sie ohne Artikel stünden, so verlören sie das e im Dative, als: **Er überläßt sich Gott.** Ich muß aber ja Gott als ein Nomen propr. ansehen, und die Construction der andern Nom. propr. wird uns lehren, ob man nicht richtiger sagen sollte: **danket Gotte.** Denn man wird bey anderer Gelegenheit allemal sagen: danket Christophen, Paulen, Petern, und nicht Peter, Paul, Christoph. Ist aber Gott irgend bey heidnischen Götzen ein Nomen appell. so wird man auch mit dem Artikel **dem Gotte Jupiter, dem Gotte Mars,** u. s. f. sagen müssen. Imgleichen wenn eine Präposition vorhergeht, so fällt bey Herrn H. wieder das e weg, als **aus Trieb,** und **aus Beruf, vor Grimm.** Allein, warum sagt man denn: zu **Felde** liegen; zu **Grunde** richten; nach **Hause** gehen; zu **Schiffe** gehen; ehe denn er im **Mutterleibe** empfangen ward, Luc. 11, 21. Er ist mit **Tode** abgegangen; zu **Grabe** gehen; es ist nicht mit **Golde** oder **Gelde** zu bezahlen; ich will dich zu **Tode** prügeln; er ist bey **Hofe,** u. d. gl. m.

Die dritte Regel und Anmerkung aber ist hier eben so überflüßig, als wie das fünfte Rad am Wagen, und verräth die Schwäche eines Kritikers gar sehr, wenn er seine Zuflucht zu solchen seichten Gründen nehmen muß. Denn ich weis gar nicht, was der Herr R. mit der Dichterfreyheit hier sagen

 will,

will, wenn er sich auf die Beyspiele der Poeten berufet; die oft, um eine Syllbe zu ersparen und desto holperichtere, vollgedrungene Verse zu machen, der Grammatik zu nahe getreten sind. Wo Freyheit herrschet, da ist man an nichts gebunden: und mit dergleichen Beyspielen wird man wenig ausrichten, wenn man in einer Sache Regeln setzen will. Doch am Ende spricht Herr H. selbst dem ungebundenen Schriftsteller das Recht ab, sich darnach zu richten. Was hat er nun also damit beweisen wollen? Er hätte diese Mühe klüger anwenden können, wenn er einen eigenen Abschnitt im Syntaxe davon gemacht hätte: weswegen er sich auch selbst in seiner Vorrede einen Verweis giebt.

Herr H. hat noch einige Kleinigkeiten zu erinnern, ehe er seine Vorrede schließt, wir werden sie aber noch einmal auf der 93 S. finden. Wir wollen also mit der sich so oft widersprechenden Vorrede auch unsern Brief schließen.

Er empfiehlt nur noch seine grammatischen Kleinigkeiten, (die auch in den Augen vernünftiger Leser wirklich noch kleiner sind, als er sie dafür hält,) seinen jungen Lesern; welchen er sie eben nicht empfehlen dürfte, denn er kann sie ja zwingen. Am Ende aber wird er noch so kühn, welches noch das Lächerlichste ist, daß er seinem Buche sogar den wichtigen Namen Grammatik beylegt; da er doch wenige Blätter vorher selbst bekennet, daß er nicht im Stande sey, eine zu schreiben.

Haben Sie nur ein wenig Geduld, mein Herr, die folgenden Briefe sollen vielmehr nun den Anfang machen, zu zeigen, daß Herr H. keine Grammatik geschrieben habe. Leben Sie wohl.

* *

VI.

Mein Herr,

Ich führe Sie nunmehr zu dem ersten Hauptstücke der so gründlichen Beurtheilung des Herrn H., welche gewiß solche Kleinigkeiten zu ihren Gegenständen des Witzes ergreift, die allerdings einen verständigen Leser zur Ungeduld reizen müssen. Gleich der erste Satz, welchen er nach seiner Meynung verbessert hat, kann zeigen, daß es so viel als nichts damit gesaget ist. Erstlich ist ja der Kern der deutschen Sprachkunst weder für Ausländer, noch für Ungelehrte geschrieben; sondern bloß für die angehende Schuljugend. Und ist es denn etwas überflüßiges, derselben eine Sache recht aus dem Grunde zu erklären? Der Gegner des Herrn Prof. findet große Dunkelheit darinnen: **Daß die lateinischen und deutschen Buchstaben überein kommen sollen.** Ich sehe gar keine Dunkelheit darinnen: sollten Sie etwas düsteres darinnen gewahr werden; so lassen Sie mich aufrichtig dasselbe wissen. Denn es muß allerdings dem Schulknaben eine Erleichterung seyn, wenn er schon im Voraus höret: daß die lateinischen Buchsta-

ben gleiche Bedeutung führen. Ob aber überhaupt Herr H. ein Meister der Deutlichkeit sey, davon wird seine eigene Schrift sein Gegner werden.

In dem Auszuge der Sprachkunst war ja kein größerer Umschweif, von den Buchstaben zu handeln, nöthig: weil für die Erwachsenen schon die größere Sprachlehre mehrern Bericht davon geben kann. Der Satz wird also folgendermaßen zum Gebrauche der Schuljugend nicht richtiger und fruchtbarer lauten können, als ihn der Herr Prof. angegeben hat.

Auf der 2 S. packt er das schon so alte j wieder an, und will es nun mit aller Gewalt abgekürzet haben. Wenn Herr H. also vor etlichen Jahrhunderten das Glück gehabt hätte, als ein Klosterautor zu leben, so hätten wir heut zu Tage das j gar nicht zu sehen bekommen; so ein großer Feind ist er von demselben. Allein, die Nachwelt wird ein Beweis seyn, daß er es auch der Zukunft, mit aller seiner kritischen Widerspenstigkeit, nicht wird entreißen können.

Er behauptet also für seine Person, daß die Wörter: **jeder, jezt, jedermann, je und je, jemals**, mit einem kurzen i müßten geschrieben und gelesen werden. Allein, der Herr R. muß seine Ohren in Obersachsen in dieser Absicht wenig zu Markte geschicket haben. Denn es werden beynahe in allen Schulen diese Worte mit dem j ausgesprochen und geschrieben. Und es spricht sich **jemals** auch weit leichter und bequemer mit dem j

aus,

aus, als iemals mit dem kleinen i. Ja, wenn es mit dem i soll ausgesprochen werden, so ist ja das e dabey überflüßig. Soll es aber etwan auch wie mit dem j ausgesprochen werden, so sind ja wiederum andere Wörter darwieder, als **die, wieder, nieder**: und man müßte ebenfalls das e darinnen auch besonders hören, wie etwa die Oesterreicher ihr **Wien** als **Wi-en** zweysyllbig hören lassen. Und wie? eben so, als wie ich das Wort ja ausspreche; wie ich das j in **jener** hören lasse, bin ich auch verbunden, das je auszusprechen, und die übrigen nicht anders. Herr H. müßte denn eine besondere Art wissen, das Wort ja anders auszusprechen, als durch Hülfe des j. Und wie soll man **jung, jähling, jachzornig** anders schreiben, als mit dem j? und wie schreibt und spricht er denn **jenen, derjenige**?

Die alten Münche haben also in dem barbarischen Zeitalter der Gelehrsamkeit weit klüger gehandelt, daß sie es beybehalten haben, als Herr H. in unsern witzigen und aufgeklärten Zeiten. Der Herr Prof. hat es also nicht nöthig gehabt, einen Unterschied unter diesen Wörtern in Ansehung dieser Schreibart zu treffen. So sehr sich zwar Herr H. in der Vorrede auf den **Reinke Voß** bey dem Worte **Buchstab** gründet: so verwirft er denselben doch hier bey dieser Gelegenheit gänzlich, weil das j so oft darinnen vorkömmt. Ja auch die Bibel muß hier verwerflich seyn, weil die Niedersachsen aus der hochdeutschen Bibel mit dem j wären angesteckt worden, welche er doch oben et-

lichemal zu seiner Vertheidigung brauchet. Wo bleibt die Philosophie?

Sie sehen also aus dem allen leicht, daß Herr H. sonst durch nichts, als durch den Eigensinn, zu der falschen Aussprache dieser Wörter ist verleitet worden. Doch hier muß ich Ihnen einen Sprachlehrer nennen, welchen Herr H. in diesem Eigensinne schon zu seinem Vorgänger gehabt hat; wiewohl ich nach seiner seichten Erkenntniß von der deutschen Litteratur weniger muthmaße, daß er dessen Schrift jemals gesehen oder gelesen hat, als es in dem berühmten Streite wegen der Erfindung der Differentialrechnung von **Leibnitzen** oder **Newton** geschehen ist. Es ist solcher unser und Herrn H. Amtsbruder, der vor hundert Jahren berühmte wismarische Schulrector, M. Johann **Bellin**, in seiner 1657 zu Lübeck herausgegebenen **deutschen** Rechtschreibung. Ich will mir doch den Zwang anthun, und die Stelle nach seiner eigenen Art für Sie ausschreiben:

„Das i, saget er auf der 24 S. wird auf „zweyerley Weise geschrieben, kurz i und lang j. „Wann es lang geschrieben würd, so nimmet „es eine mitlautende würkung an sich, eben wie „das jod im lateinischen: welches wol zu märken ist. §. 1. ist derwegen unrecht, wan man „schreibt: jeder, jedermann, jeglich, jedoch, jemals, jetzt, jetzund, jhm, jhn, jmmer, u. a. m. „für ider, iderman, iglich, idoch, imals, iz, „izund, im, in, imer, u. s. f. Dan in diesen

„Wör=

„Wörtern ist und bleibt das erste i allezeit „ein Selbstlauter.„

Doch weil man zu der Zeit unter den Zesianern in den ersten von von den angeführten Wörtern das j zuweilen auch ohne e z. E. so: jder, jglich, jdoch oder sie mit ie, so wie Herr G. schrieb: so saget er zu Ende der angezeigten Seite:

„ich wolte doch (wan ich eines erwälen solte) „fast lieber das j, als das ie oder ih gebrau„chen, und es solcher gestalt dem Griechischen „η (ita) gleich achten.„

Dieses ist für Herrn G. eine sichere Rechtfertigung, daß er seine Lehre nicht von ihm geborgt hat; weil er gerade wider sein Gutachten sündiget. Was hatte aber dieser ehrliche Mann für seine Bemühung um die deutsche Sprache? Nichts weiter, als daß ihn die muthwilligen Spötter auslacheten. Dii omen avertant! Leben Sie wohl.

* *

VII.

Mein Herr,

Bevor ich mich noch mit Ihnen in eine fernere Beurtheilung der übrigen Buchstaben einlasse, so muß ich erst erfahren, wie Sie in Ansehung des j gesinnet sind. Ich dürfte bald glauben, daß Sie mit der Ueberlegung noch nicht fertig wären, wenn Sie unter uns beyden beypflichten wollen. Allein, Ihre Ueberlegungen sind zu reiflich, als daß Sie nicht annehmen sollten, was doch die Alten schon vertheidigt haben, und wovon die vornehmsten neuern Gelehrten den Beyfall fortsetzen. Ich will also nicht verziehen, mehrere Wahrheiten zu vertheidigen. Ihr Stillschweigen überzeuget mich schon, daß Sie keinen Zweifel mehr davon hegen.

Erwägen Sie nun also ferner auf der 3 S. dieses, wo Prof. G. diese Regel giebt: **Nach q soll allemal ein u und kein v vielweniger ein w folgen;** so verlangt Herr H. einen Beweis davon. Allein, der Grammaticus kann nicht allemal Beweis von seinen Regeln geben, wie der Mathematicus; sondern er muß sich theils nach dem Gebrauche der Alten, und nach der eingeführten Gewohnheit richten. Theils muß er auch auf die Zusammensetzung und leichte Aussprache der Buchstaben sehen, welche sich am besten zusammen schicken. Und weil man nicht gern viele Mitlauter hinter einander setzet; besonders aber die deutsche Sprache

die

die Verdoppelung derselben beym Anfange des Wortes nicht wohl leiden kann; so thut man ja weit besser, wenn man ausweicht, und einen Selbstlauter anstatt des Mitlauters setzet, ohne daß es der Aussprache etwas thut.

Und da nun beyde Arten gebrauchet werden, sowohl Qvaal als Quaal, so sehe ich eben nicht, wo der außerordentliche Fehler stecken soll. Diesen Unterschied kann ja ein Lehrer in den Schulen leicht sagen, zu welchem Gebrauche er mehr geneigt sey; er darf eben nicht ein ganzes Buch von solchen unausgemachten Kleinigkeiten schreiben. Es kömmt hier vornehmlich viel mit auf das Gehör an, welches von beyden am besten klingt, ob Qv oder Qu. Zeiget aber nicht die Aussprache zur Gnüge, daß kein v, welches wie ein f klingt, sondern viel was gelinder gehöret wird, als qfal. Ein Kind kann das merken.

Doch will ich Ihnen einen Beweis davon geben, der vielleicht besser ist, als derjenige, welchen Herr H. in seiner Vorrede zur Verwerfung des Wörtchens Mithin anführet. Frisch lehret, daß das q den Anfängern zum besten, erstlich allezeit qu, und nicht qv möge geschrieben und gedruckt werden: denn so machen es die Lateiner, saget er, und alle andere Sprachen, die vom Lateine kommen. Er führet auch an, es sey wegen der Unbequemlichkeit des v, wenn es beym q steht, an einem andern Orte schon erinnert worden, daß ein Anfänger, der das Wort Quell buchstabiret, es kuhvell ausgesprochen habe. Hätte nun Herr H. Frischen

so gründlich gelesen und verstanden, als er sich damit brüstet; so würde er solches auf der 5 S. in seiner Ausgabe der Bödik. Grammatik; und in der neuern von dem Herrn Wippel a. d. 7 S. gefunden haben. Aber wie hätte er alsdenn wider den Herrn Prof. G. schreyen können, wenn er behutsamer gegangen wäre?

Freylich, wenn Herr H. die Regel verwerfen will, daß die Alten allemal nach q ein u geschrieben haben: weil er träumet, es könnte auch wohl ein v bedeutet haben, so hat er recht, wer es nur glauben will. Aber ein Deutscher will von dergleichen Meynung Beweis haben, wie Herr H. selbst spricht. Daß aber dieses kein Beweis ist, wenn er glaubt, daß es auch wohl ein v könne bedeutet haben, ist der gesunden Vernunft zuwider.

Noch eins: Was für einen Unterschied hört man denn unter quauis und qvavis? Gewiß keinen! Also wird auch in dem Deutschen wenig Unterschied zu merken seyn. Und gleichwohl hatten die alten Lateiner keinen doppelten Buchstab dazu. Zu dem Buchstab w, S. 4 läßt er zwar das Gutachten des Herrn Prof. darüber an seinen Ort gestellet seyn; und macht nur darneben etliche Anmerkungen: Daß nämlich der Ursprung desselben aus u und v mehr zu der alten Bedeutung des w gehöre, als zu dem itzigen Gebrauche.

Das widerstreitet ja aber auch der Herr Prof. G. nicht, sondern er saget nur, daß es daher entstanden sey: und es kann ferner heut zu Tage keinen Nutzen mehr haben; weil der alte Gebrauch des

des Buchstabs wegfällt. Und es wird noch darzu dieses Nutzens weder in der großen noch in der kleinen Sprachlehre gedacht.

Seine dritte Anmerkung ist diese: **Daß das Eigenthum dieses alten W. der deutschen Sprache eben keine Ehre mache; weil es nach Ottfrieds eigenem Urtheil von ihrer** *inculta et indisciplinabili barbarie* gezeuget worden sey.

Dieses ist nun aber eben so ein unreifes Urtheil, als wenn man sagen wollte: Daß die Kriegsverfassung der alten Deutschen den heutigen eben keine Ehre machen; weil sie gegen die heutige Art gerechnet, sehr barbarisch wäre abgefaßt gewesen. Und dessen ohngeachtet bleibt es doch dem deutschen Volke ein ewiger Ruhm, daß es mit seiner ungesitteten Art die klugen Römer beschämet hat; und daß nach und nach die beste Kriegswissenschaft daraus entstanden ist.

So ist es ja auch allerdings eine Ehre für unsere Sprache, da sie vorher so rauh und unbequem gewesen ist, und doch jetzo an Schönheit und Nachdruck einer jeden die Waage hält. Des Herrn Rectors Urtheil höret also samt seinen beliebten Anmerkungen gänzlich auf.

Was er nunmehr gleich darauf noch von dem y saget, dieses ist ebenfalls vergeblich, außer daß er bemerket: Der Herr Prof. hätte noch die Anmerkung des Herrn Prof. **Richey** in seinen Idiotic. Hamburg. 1743. hinzusetzen können; welcher es für ein langes, oder aus zweyen zusammengezogenes

nes i hält. Allein der Herr Prof. behauptet ja eben das, und dafür muß es ja Herr Prof. R. selbst halten, wenn er das y aus dem Griechischen η herausbringen will.

Uebrigens stehe es auch im Alphabethe wo es wolle, wenn es nur als ein i und j steht, so wird es wohl dem Herrn Prof. nicht im Wege seyn: Und daß es ein platdeutscher Buchstabe sey, dieses behauptet die Gottschedische Sprachlehre auch. Also fällt auch die vierte Anmerkung des Herrn R. darüber weg.

Aber bey der fünften Anmerkung giebt sich der Herr Verf. ein großes Ansehen, wenn er spricht: Es folge dessen ungeachtet aus dem allen noch nicht, daß man das y behalten müsse. Man soll sich auch ferner daran nicht kehren, daß er es selber brauche, sondern (hören Sie nur wie fein!) weil **Frisch** und **Bödicker** denselben abgedankt, und weil sie sagen, daß er ausgedienet habe; darum sey er auch zu verwerfen. *) Schöner Ausspruch! Herr H. handelt hier

*) Hier könnte man wohl auf Heinzische Art eine Anmerkung wider die alten Griechen machen, die als ihr Alphabeth, nach des Kadmus Anführung nur noch XVI. Buchstaben hatte, wegen eines bemerketen Unterschiedes in der Aussprache, ihre Buchstaben vermehreten. So bekam das ε ein η, das ι ein υ, das ο ein ω. Nach Herrn Heinzen nämlich haben alle diese Buchstaben ausgedienet; denn man kann sich ohne sie auch behelfen. Vermuthlich brauchet man auch kein ϖ zum ϐ, kein τ kein ϑ zum δ, kein ς zum σ, u. d. m. wie kein y zum i.

hier dem Wegweisern gleich, der andern die Straße zeiget; und sie doch selber nicht geht. Und weil er hier sonst keinen Beweis finden kann, so nimmt er seine gewöhnliche Zuflucht zu **Bödickern** und **Frischen**. Aber ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, ich finde nicht, wo **Bödicker** selbst diesen Buchstab habe abdanken oder verstoßen wollen; wiewohl es seine beyden nachherigen Ausgeber für rathsam geachtet. In seiner eigenen Ausgabe von 1690 saget er Fol. a. 4. b.

„Vom y ist zu merken, daß es bey den Altdeutschen, bald geklungen wie ein doppeltes ii. (Und „hier haben Sie Herrn Prof. G. angetastete Meynung) bald wie ein ů, wie es denn „im Holländischen noch als ein Diphthongus ů gebraucht wird; und die Nordischen sprechen: Syndiga für sündige. Auch bey den Niedersachsen „klingt es oft wie ein ů lyde für **lůde**. Aber im „Hochdeutschen gilt es wie ein i und wird nur gesetzt, „die gleichlautenden Wörter zu unterscheiden, und „am Ende wird für ei gemeiniglich mit ey geschlossen; doch daß die Sylbe allezeit lang ist.

Etwas verkürzet findet man solche auch in Herrn **Wippels** Ausgabe a. d. 25. S. Herr **Heinze** sollte ihn wohl billig in der Originalausgabe gelesen haben; da er ihn so oft anführet, und nicht bloß nach **Frischens** seiner kennen; wo er oft gar nicht seiner Meynung, sondern seinen eigenen Lehren gerade zuwider ist. O si tacuisset etc.

Lesen sie nur die Vertheidigung dieses Buchstabs in der größern Sprachlehre, so werden Sie beken-

bekennen müssen, daß die Schutzschrift für denselben niemand gründlicher und gelehrter hätte ausführen können. Leben Sie wohl.

* *

VIII.

Mein Herr,

Nach meinem letzten Briefe habe ich zwar die Beurtheilungen der Buchstaben zu Ende gebracht; allein Herr H. hat noch einigen Anstoß bey dem Diphthongen, Mitlautern und Selbstlautern gefunden, deren Verbesserung ich Ihnen also in gegenwärtigem Briefe auf die Probe stellen will. Er saget nämlich S. 5. **hätten aus der Regel von dem Tone der Selbstlauter die 3 Reihen lang und gezogen durch,** wohl wegbleiben sollen. Aber Herr H. giebt keine Ursache an, warum? da er doch in seiner Vorrede selbst spricht: daß tadeln keine Kunst sey, aber besser machen. Und es ist doch allerdings unter den Selbstlautern ein Unterschied, daß sie in manchen Worten lang und gezogen, und in manchen kurz und scharf ausgesprochen werden, als: **laben, heben, lieben, toben, thun.** Warum aber das Wort **durch** in den kurzen hätte sollen wegbleiben, sehe ich nicht ein. Der Herr R. wird es doch nicht unter die langen Exempel setzen wollen; denn lang ist es gewiß nicht: also muß es nothwendig unter den kurzen Vocalen einen Platz einnehmen. Herr H.

müßte

müßte denn das ganze Wort, oder Sylbe mit allen Consonanten der vielen Buchstaben wegen, lang machen wollen; sonst ist gar keine Ursache mehr übrig. In Mann ist ein kurzes a; welches ganz anders lautet, als in Schwan, ob es gleich eine lange Sylbe machet, weil es viel Mitlauter hat. Ist es nun in der Aussprache kurz, so kann es auch ganz sicher zu einem kurzen Exempel dienen. Es mag also immer stehen bleiben.

Ferner hat Herr H. recht, daß N. 2. das ich nicht der Mühe werth ist, es aus den langen Selbstlautern zu werfen: so wie viele seiner Anmerkungen sich der Mühe nicht verlohnen werden, die er darauf verwendet; sondern es wird besser seyn, wenn es zu einem Beweise dienen kann: weil doch das h, als der letzte Buchstab, einen Hauch hinter sich läßt, der sehr leicht kann abgekürzt werden.

Und warum soll man keine Regel in der deutschen Sprache gelten lassen, den Ton fest zu setzen, da doch Herr H. aus Erfahrung gelernet haben wird, wie nöthig bey seinen Schülern in der lateinischen Dichtkunst die Regeln vom Tone sind. Soll denn nur allein die deutsche Sprache in Festsetzung des Tones sich der Willkühr des Pöbels überlassen? Ist nicht öfters der falsche Gebrauch des Tones, in der deutschen Dichtkunst eben das Widerwärtige, welches uns den Ekel erweckt? Und wie weit würde der Musikus mit seinen Bezauberungen kommen, wenn er in der Festsetzung der Töne keine Regeln beobachtete? Und dieses ist ja eben das musikalische, das angenehme in der Sprache. Herr

H. muß nicht viel darauf halten, weil er die Töne der Wörter, der Freyheit eines jeden überläßt. Dergestalt wird man für Zahl, Wahl, Bahn, Zall, Wall, Bann; und für, Fall, Galle und Kanne, Fahl, Gahle, und Kahn sagen können. Vortreffliche Sprachlehre, die das erlaubet? Die Regel sind ja wohl in allen Künsten der beste Lehrmeister.

Herr H. sagt alsdann von der 6. und 7ten S. daß å, ö, ů nicht unter die Diphthongen gehörten, und warum denn? weil sie Frisch schon längst verworfen hat. Denn dieser ist immer sein Beystand; wenn er aus seinem eigenen Kopfe nichts beweisen kann. Dieses hat ja der Herr Prof. lange gewußt, wenn er nur Ursache gehabt hätte ihm zu folgen: und der Herr R. hätte diese Anmerkung ersparen können.

Wenn wir sie aber als Diphthonge verwerfen wollen, was sollen sie denn vorstellen? Einfache Selbstlaute sind sie einmal nicht. Was denn? Eben das, was æ und œ im Lateinischen waren, als aquæ nicht mehr wie aquai, gesprochen ward. Was helfen nun solche Erinnerungen, wenn es nicht deutlicher gesagt wird? Soll sich denn der Lernende um alle Sprachlehren bekümmern, und erst fragen, was ein jedweder für eine Meynung von dieser oder jener Sache heget?

Was aber die veralteten Diphthongen anbetrifft, so ist dabey weiter keine Erinnerung nöthig gewesen; weil der seltene Gebrauch schon von sich selbst deren Ungültigkeit beweist.

Bey dem Doppellaute ie ist die Anmerkung viel zu seicht, als daß sie einer Widerlegung vonnöthen

nöthen hätte; weil denselben in Obersachsen ein jeder lang aussprechen wird Und die Erinnerung des Herrn R. wird bey den Niedersachsen doch nicht so viel Eindruck machen, daß sie den Uebellaut des Buchstabs e künftig nicht mehr sollten hören lassen.

Von gleicher Ungültigkeit ist auch die Verwerfung des aa, ee, ii, oder y, oo, daß sie keine Doppellauter seyn sollen. Nun aber macht das Wesen eines Diphthonges der zweyfache Laut aus, welcher von beyden Buchstaben in der Aussprache muß gehöret werden: Und bey dem aa, ee, ꝛc. muß ich ja den Ton doppelt hören, wie zum Exempel bey dem Worte Aaron, Zween, und also sind diese eben sowohl Diphthonge als wie das gr. ει oder αι; zumal in der reuchlinischen Aussprache.

Auf eben diese parteyische Art verwirft Herr H. auch die Ableitung aus der deutschen Sprache von dem Worte Vater, daß es nicht von Fod, föden Futter und füttern seinen Ursprung haben könnte: aber er saget deßwegen keinen bessern. Soll ich denn also ohne Zwang zu einer fremden Sprache seine Zuflucht nehmen, wenn ich bey Abstammung eines Worts nähere Gelegenheit finde, bey der Muttersprache zu bleiben?

Was nun im übrigen Herr H. von den 5 Seiten saget, wo der Herr Prof. von den Mitlautern und ihrer Verdoppelung redet, das hat H. H. um der Leichtigkeit und Kürze willen in eine einzige Regel zu bringen gesuchet. Der Herr R. wird aber dabey, ob er gleich ein Schulmann ist, die

Dunkelheit nicht gewahr, unter welcher er der lernenden Jugend zugleich die Deutlichkeit versteckt. Denn der Lehrer in den Schulen muß sich eben so wohl in seinem Vortrage nach der noch unfähigen Jugend richten; wie der Lehrer auf der Kanzel nach dem Einfältigsten. Warum soll also nicht auch der Sprachlehrer, und zwar ein Deutscher von einem jeden Buchstab ins besondere handeln, da wir ohnedieß in unserer Muttersprache vor andern Sprachen immer noch sehr nachläßig sind: weil wir immer noch nicht gewahr werden, daß ein Fehler, welchen wir darinnen machen, eben so strafbar sey; als wenn wir den Priscian eine Maulschelle geben. Und der Herr Prof. hat doch bey einem jeden was wichtiges zu sagen gefunden, das der Jugend des Herrn R. sehr dienlich seyn wird.

Es ist also auf der 5. S. des Herrn Pr. nichts unnützes gesagt, ob es gleich nicht nach dem Sinne des Herrn Rectors in Lüneburg, sondern nach seiner Meynung ist. Es tadelt also Herr Heinze besonders auf der 5 Seite, daß das ſſ nach dem langen Vokal wegfallen soll. Denn er ist sehr schlau, indem er gleich daraus abnehmen kann, daß es der Herr Prof. bloß deßwegen gethan, weil er befürchte, man werde, wenn er es zugäbe, von dem f auf das ſ schließen. Es ist aber eben so lächerlich, als wenn man von einem Sprachlehrer gleich auf den Herrn R. in L. schließen wollte. Als wenn der Herr Prof. bey dem ſ keinen Rath mehr gewußt hätte; und als wenn das ſ nicht ein ganz anderer Buchstab, als das f wäre.

Und

Und gesetzt: es wäre das argumentum analogicum, wirklich ein Grund des Herrn Prof. G. gewesen; weis denn Herr H. nicht, daß Analogia mater omnium regularum ist? Sind die doppelten Buchstaben einander nicht gewissermaßen ähnlich? Und ist es denn ein so ausgemachter Irrthum von einem auf den andern zu schließen? Schließen nicht die Lateiner so? schließen nicht die Griechen auch in unzählichen Fällen so? Wie unbillig ist man denn, wenn man sich in dergleichen Dingen unwissend anstellet, um nur einen andern unverschuldet anzuschwärzen?

Es ist aber mit Erlaubniß des Herrn R. falsch und schlechterdings unerweislich, wenn er unter diesen Figuren ß und ſſ keinen Unterschied machen und ihnen also auch keinen gelindern und stärkern Laut beylegen will; ob er gleich annimmt, daß nach einem langen Vocal, oder Diphthonge das doppelte ſſ etwas gelinder laute. Er will also seine abgeschmackte Meynung mit Gewalt erzwingen, und suchet die Ursache in der Natur, die er doch in dem Buchstäben suchen sollte. Er giebt also zu, daß es ganz natürlich sey, das ſſ nach einem langen Vokal oder Diphthong etwas gelinder auszusprechen. Er will aber doch der Natur das Hinderniß nicht aus dem Wege räumen; ohne welches doch das Wort gar nicht gelinder ausgesprochen werden kann. Er sieht also ein leichtes und bequemes Mittel darzu, für eine Unmöglichkeit an: welche doch nur in seiner Partenlichkeit, nicht aber in dem ß vorhanden ist. Und weil er seine Meynung aus der Philosophie

losophie beweisen will, so wird er im Denken ganz niedrig und possirlich, wenn er spricht: der Herr Prof. hätte also auch ein fz erdenken sollen, um den Unterschied des Tons in dem Worte **Uebertreffen** und **übertraffen** aus zudrücken. Der philosoph. Lüneb. Rector urtheilt aber nicht, 1) daß nicht der Herr Prof. G. sondern die alten Deutschen seit 500 Jahren, das ß erdacht, und gebrauchet, wie 100 Mscr. zeigen; 2) klingt es, wie es klingen soll: da das Wesen und das Eigenthümliche vom z sich zu dem ff gar nicht schickt, und also auch damit keine Vergleichung angestellt werden kann; sonst hieß es ja **Uebertraffzen**, und so reimt sich denn das z zum f wie die Faust zum Auge. **Uebertrafe**, braucht also nur ein f. Ferner spricht er, lasse sich daß ß eben so wohl in dem Worte theilen, wie das ff. Allein Herr H. mag nicht wissen, daß das z einen ganz andere Ausspruche hat, wenn es allein steht, als wenn es mit dem ſ verbunden ist; weil da das rauhe vom z sich mit dem ſ vermischet. Und es ist bey dem ß gar nichts unerhörtes, wenn sich die getheilte Sylbe damit anfängt, weil das ß eine ganz andere Verbindung hat mit dem z als etwann das ſſ, ff, ll, tt, pp. Bey dem pt aber ist es eben so, wie bey dem ß. Ob gleich Herr H das Wort Häupter zu seinem Beweise hier anführet, so kann er doch damit gar nichts darthun, weil die Theilung dieses Worts eben so nach der gesunden Einsicht des Herrn Prof. gemachet werden muß. Denn theilen sie nur einmal das Wort Stoß, wie es Herr H. haben will, so heißt es nicht Sto-ßes sondern Stoſ-zes; welche alberne Theilung alsdann dem Worte

nicht

nicht nur seinen Wohlklang benimmt; sondern es ganz lächerlich machet.

Endlich verursachet Hrn. H. das Wort Buchstab noch ein großes Bekümmernüß: er kann aber doch dem Herrn Prof. mit allen seinen Muthmaßungen und Meynungen hin und wieder so wenig abgewinnen; als er selbst an dessen Ursprunge im geringsten zweifeln kann. Weil er indessen doch dem Herrn Prof. auch in dieser sehr wahrscheinlichen Sache gerne zuwider seyn will; so verbirgt er sich hinter D. Luthern, und überleget nicht, daß man es dem sel. Luther nicht für übel auslegen kann; wenn er auch manchmal bey Kleinigkeiten in der Sprache gefehlt hätte; weil zu derselben Zeit noch wenigen die Unrichtigkeit der deutschen Sprache in die Augen leuchtete.

Denn eben so lächerlich als es klingen würde: Dein Stabe und Stecken tröstet mich, eben so ungereimt läßt es auch, wenn sich ein Mascul. auf ein e endiget, und ich also der Buchstabe sage. Ob man gleich auch Ausnahmen davon hat, als z. E. der Knabe, der Rabe ꝛc. so fragt es sich doch erst, ob die gemeine Aussprache des Pöbels mit dem angeflickten e, gegründeter ist, als wenn sie der Herre, der Grafe, der Fürste, der Narre, u. d. m. saget, wo kein Sprachlehrer ihr recht geben wird. Und da von Knab der Knapp, von Rab, der Rapp geworden: so ist unstreitig das e nur ein neuerlich angeflickter Buchstab zu nennen. Kurz bey dem Worte Buchstab geht solches nicht an, weil es handgreiflich von dem Worte Stab hergeleitet wird.

Herr H. schöpft aber noch einen Trost daraus: daß, wenn Luther recht habe, so freue er sich, daß er auch noch seine **liebreichen** Muthmaßungen dem Herr Prof. entreißen könne.

Urtheilen Sie also nun, von der Parteylichkeit des Herrn R. in L. und lassen Sie mich in der nächsten Antwort Ihre Meynung darüber lesen. Leben Sie unterdessen wohl.

* *

IX.

Mein Herr,

So verdrüßlich und unangenehm Ihnen auch mein heutiger Brief seyn wird, so will ich Ihnen darinnen doch zeigen, daß der Herr Prof. zu seiner deutschen Sprachlehre an der studirenden Jugend immer noch ins künftige mehr Liebhaber finden wird, als Herr H. zu seinen Anmerkungen darüber. Und ich zweifle eben so wenig, daß sie diesen Lesern wird bequem seyn; als ich glaube, daß es ihnen ein eben so nützliches Buch sey, als der Kalender und die Postille für einen Hausvater sind. Und das mit Rechte. Denn die Sprachlehre saget den Unstudirenden eben das in der Sprache, was uns diese beyden Stücke von der Ordnung der Zeit, und von der Beobachtung der christlichen Lehre und Tugend melden. Herr H. zwar möchte sich besonders um das letzte bekümmern. Hat nun der Bürger das erste Stück so nöthig, als dem Gelehrten das

andere

andere Buch nützlich seyn kann; obgleich beyde auf eine kunstmäßige Art vorgetragen sind: so muß ja wohl auch auf solche Art ein kunstmäßiger Vortrag Unstudirenden nützlich seyn können. Und eben dieses denke ich auch von einem Frauenzimmer; ob es gleich keine Dacier oder Gottschedinn werden will. Denn ein junges Frauenzimmer wird eben so leicht eine deutsche Sprachlehre verstehen lernen, als die Kunst von ihrer Nadel. Ja sie wird in kurzer Zeit die gleich fließenden und ungleich fließenden Zeitwörter so leicht zu unterscheiden wissen; als die natürliche Schönheit von der geschminkten. Sollte ihnen nun diese Wissenschaft nicht eben so anständig seyn, als wenn des Hrn. Rectors Freund ein gutes Waldhorn blasen könnte?

Der Herr R. fährt ferner in der Unrichtigkeit seiner Denkungsart fort; denn er spricht: **Sie würden eben so zierlich und so richtig, als Herr Prof. G. selbst schreiben und reden lernen, ohne eine deutsche Grammatik gesehen zu haben;** und saget gleichwohl nicht die Art und Weise wie solches geschehen kann. Denn nach seiner Denkungsart brauchte die Schuljugend des Hrn. R. auch keine Grammatik; weil es dieselbe so gut, so richtig, als Herr Prof. G. selbst kann schreiben und reden lernen, ohne eine deutsche Grammatik gesehen zu haben. Und gewiß Herr Heinze muß den Sprachfehlern sehr geneigt seyn, weil er sie lieber hören will, als die Kunstwörter der deutschen Sprache.

Freylich ist der Kern der Deutschen nur für die Lehrer der Schulen bestimmt, ohne dabey zu fragen, in welcher Classe sie dieselbe lehren sollen. Denn ich will doch nicht befürchten, daß sich Herr H. vorstelle, man bedürfe nur die deutsche Sprachlehre in der letzten Classe durchzugehen; und man habe es nicht nöthig sie den Knaben in die Hände zu geben, um sie wie den Donat und Cellarius auswendig lernen zu lassen.

Werden sie mir nicht selbst Beyfall geben, wenn ich sage; daß es eigentlich die erste Sprachlehre vor allen andern seyn sollte, welche der Schuljugend in die Hände möchte gegeben werden? Denn was ist wohl vernünftiger, als von seiner eignen Muttersprache erst recht unterrichtet zu werden, ehe man sich in fremde Sprachen einläßt? Und warum soll sie denn nicht eben so von Stück zu Stück auswendig gelernet werden, wie der Cellarius und der Donat? Haben denn nicht die Griechen und Römer ihre eigene Sprache fremden vorgezogen, ja nicht eher ausländische Sprachen, als bey schon erwachsenen Jahren gelernet? Und wäre es wohl unrecht, wenn wir in unsern Schulen die Jugend erst in der dritten Classe zu fremden Sprachen anführten, und die deutsche Sprachkunst hernach zugleich mit fortsetzten?

Aber nach des Hrn. R. Einrichtung, muß sich allerdings ein erwachsner Jüngling schämen, wenn er erst in der obern Classe seine Muttersprache grammatisch lernen soll? Denn er soll nunmehr erst die Rechtschreibung für sich nehmen, und wie schwer wird ihm diese ankommen, da er die Sprache nicht

einmal recht zu sprechen weis? Es gehört auch gewiß mehr Zeit darzu eine Sprache aus dem Grunde zu lernen, als etwann der Herr R. zu seinem Buche gebrauchet hat.

Gewiß, wenn das Lesen der heiligen Schrift oder anderer Bücher hinreichend wären, eine Sprache richtig reden und schreiben zu lernen; so bedürften wir gar keiner Sprachlehre. Dieses ist ja verkehrt, denn die Sprachlehre muß ja erst vorhergehen und alsdann das Lesen guter Bücher drauf folgen. Denn so kann ja einer desto leichter bey dem Lesen urtheilen, wenn er die Regeln schon im Kopfe hat. Warum wollen wir denn mit der deutschen Sprache anders, als mit fremden Sprachen verfahren? Nach Hrn. **Heinzens** Beurtheilung werden wir künftig zwo Arten von Sprachlehren nöthig haben: Eine für die Gelehrten, welche sehr vollkommen seyn muß, und eine für die Unwissenden, welche unvollkommener seyn kann. Der Ausländer will sie doch wohl eben so gern vollkommen haben, als der Einheimische. Ich sehe also gar keinen Grund darzu, warum man jenem ein unvollkommeneres Buch in die Hände geben will.

Daß aber junge Leute auf Schulen nicht nöthig hätten, die Aussprache, die Rechtschreibung rc. aus der deutschen Sprachlehre zu lernen, beweist er mit einem einzigen guten Kopfe; mit dem seligen **Schlegel**, welcher von der Schulpforte als ein guter Dichter nach Leipzig gekommen sey, daß es ihm keiner gleich gethan habe: ob er gleich in Leipzig keinen Unterricht weder in der deutschen Sprache noch Dichtkunst genossen hätte.

Allein woher weis er es zuerst, daß der junge **Schlegel** keinen Unterricht im Deutschen genossen? Herr Cantor Hentschel auf der Schulpforte hat vor 30 Jahren schon eine kleine deutsche Gammatik geschrieben, und diese den Schülern seiner Classe beygebracht. Herr **Schlegel** las auch damals schon die Schriften der deutschen Gesellschaft in L. und Hrn. Prof. G. Schriften, darinn schon viel Richtigkeit war. Er kam überdieß in die oratorischen und poetischen Uebungsstunden des Hrn. Prof. **Gottscheds**, und übte sich über zwey Jahre darinn; wo aber von allen seinen Mitgenossen, wie vom Hrn. Prof. selbst, ungemein scharf auf die Sprachrichtigkeit gesehen ward. Daher kommen ja eben die vortrefflichen Federn beyder Schlegel, des Hrn. Mylius, des Hrn. Hofp. Kramers, Hrn. D. Hellers, ja des Hrn. Abts Jerusalem, des Hrn. Prof. Kästners, Hrn. M. Schwabens u. a. m.

Es ist aber sehr unrichtig geschlossen, wenn man ein einzig Beyspiel hat, und daraus beweisen will; daß von allen durchgängig solche Wissenschaften auf die hohen Schulen mitgebracht würden. Aber wie viele solche auserlesene gute Köpfe wird man auf einer Schule finden? Wahrlich wenn sie bloß die guten Schulbücher darzu machten, so müßten wir derselben doch mehrere haben.

Hieraus sehen Sie mein Herr, nach was für Grundsätzen Herr H. den Kern der deutschen Sprachkunst geprüfet hat, oder wie er vielmehr zeigt, wie er ihn bey seinen Zuhörern gefunden habe.

Der Herr R. kann aber seinen Eingang nicht schließen, ohne daß er sich nicht noch einmal bey der

unpar=

unparteyischen gelehrten Welt entschuldigen sollte, daß die Absicht seines Buchs nicht auf die Urheber, sondern auf das Werk selbst gehe. Der Leser müßte aber sehr einfältig seyn, wenn er nicht deutlich merken sollte: daß Herr H. die Feder wider Hrn. Prof. G. aus einer hämischen und neidischen Absicht ergriffen habe; ohngeachtet er nicht zureichend genug seyn wird, die Widersacher des Hrn. Prof. zu vermehren. Und wenn auch Herr H. zu deren Anzahl gehörte; so muß er wissen, daß sie alle zusammen das Ansehen desjenigen nicht schmälern werden, den ganze Länder hochschätzen. Herr H. macht zwar keinen Anspruch auf den Ruhm deutscher Gelehrsamkeit; weil er nur damit beschäfftiget ist, anderer mit Recht erworbenen Ruhm zu schmälern: allein beurtheilen Sie übrigens diesen Brief gegen Heinzens Schrift, und wenn sie finden, daß meine Widerlegungen gegen dieselbe gegründet sind, so wird es für sie nur desto besser seyn; weil Sie dadurch werden der Mühe überhoben seyn, den Unterricht ihrer Jugend zu ändern. Leben Sie unter dieser Hoffnung wohl.

X.

* *

X.

Mein Herr,

Da nunmehr Herr H. sein parteyisches Urtheil über die gehörigen Regeln der Rechtschreibung fället, so wollen wir dessen Gesinnung begleiten nnd Achtung geben, was er uns für wichtige Einwürfe entgegen stellen wird. Er billiget zwar die Regeln des Hrn. Prof. auf der 14 S. Allein weil sie nicht neu sind, so nimmt er Gelegenheit davon, sie zu tadeln. Ob aber dieser Tadel gerecht sey, davon wird ein verständiger Leser eben so leicht urtheilen können; als von der anfänglich gesetzten Demonstration des Hrn. Prof. daß sie wirklich mehr zur Sache beytrage, als Herr H. davon schließen kann.

Ueberhaupt zanket er sich nur meistentheils über Kleinigkeiten herum; wie er auch gleich selbst bekennet: daß er sie nur bloß zum Vergnügen des Lesers anmerke, und er hat recht. Denn der große Nutzen fällt bey seinen Erinnerungen eben aus dieser Ursache weg. Der Herr Prof. denkt zu edel und zu richtig, als daß die Pfeile der Misgunst ihm einigen Abbruch thun sollten.

Und ob er gleich dem Hrrn Prof. vorwirft, daß er wider seine eigenen Regeln verstoße, indem er fest setzt: **Schreib jede Sylbe mit solchen Buchstaben, die du in der guten Aussprache deutlich hörest.** So hat er doch diese Regel im geringsten nicht beleidiget; weil er jede an statt iede schreibt.

schreibt. Ein großer Theil von Deutschland nämlich, nicht nur im Obersächsischen, sondern auch im fränkischen Kreise, spricht das erste so wie ja, jener: Nicht eben weil Herr H. ihm das Wort abspricht, sondern weil der Herr Prof. dessen Gebrauch schon mit tüchtigen Gründen bewiesen hat.

Nach des Hrn. Rectors Gesinnung werden in den Sprachlehren überhaupt viele Regeln vorkommen, welche seinen Urtheilen nicht gefallen, wenn sie einige Ausnahmen bey sich führen. Denn mit der Regel des Hrn. Prof. auf der 16 S. macht er den Anfang sie zu verwerfen. Dessen ungeachtet aber will er sie doch noch bey ihrer Gültigkeit lassen, wenn nur der Herr Prof. alle Ausnahmen, welche nur davon gemacht werden können, angegeben hätte. Allein sollte er denn deswegen die ganze Sprache durchwandern? Thun denn das alle Sprachlehrer in den alten und neuen Sprachen? Es ist ja schon genug, daß er nur einige zum Muster anführet, daraus man sehen kann, daß die Regel eine Ausnahme leidet.

Der Herr R. wirft ihm zwar vor, daß er die Ausnahme noch mit dem Worte **Vater** von **Futter** hergeleitet, hätte vermehren können. Allein man sollte fast glauben, daß Herr H. dieses Wort dem Hrn. Prof. durchgängig zu einem leeren Vorwurfe machen wollte; weil er doch niemals noch einen Ernst hat blicken lassen, diese Etymologie des Hrn. Prof. zu verbessern. Außer dem ist diese Ableitung in solchen Büchern schwedischer Sprachlehren gegründet, die Herr H. niemals gesehen hat, und daraus ihn Herr Prof. G. ganz darniederschlagen

gen könnte. Eben so verfährt er auch mit der 2. Anmerkung, worinnen er besonders, aber satyrischer Weise die Bescheidenheit des Hrn. Prof. anpreist, als wenn er nur schlecht weg gesaget hätt: **So kann man Fäßel, Häucheln, Schmäucheln, u. d. m. schreiben.** Aber Herr H. macht es hier wie dort der Teufel im Evangelio; er läßt diejenigen Worte weg, welche etwann sein eigener Richter seyn möchten. Denn der Herr Prof. sagt nicht schlecht weg: So kann man, sondern: So kann und soll man schreiben.

Ob nun aber gleich nicht in allen Wörtern der Gebrauch der Schreibart von dem Stammworte hergeleitet werden kann; so verwirft doch Herr H. durch den Ausspruch **Bödikers**, auch diejenigen, in welchen die Ableitung sehr deutlich in die Augen leuchtet. Doch maßet er sich kein Wort so sehr an, als das Wort **schmäucheln**, worüber er den Hrn. Prof. zum Märtyrer machen will. Ein Märtyrer kann nun niemals ohne seine Henker gedacht werden: folglich ist mir die erste Würde doch allemal lieber, als die andere. Von dem Worte **schmäuchen** aber hat man ja ein Sprüchwort, welches dem Hrn. R. nicht bekannt seyn muß: **Er geht wie ein schmauchender Hund.** Und was führt der Schmäuchler anders für einen Charakter? Und so gewiß der Herr Prof. nach der Meynung des Hrn. R. in dieser Ableitung hat fehlen können, so gewiß hat es auch **Frisch** in seinem Wörterbuche gekonnt.

Ueberhaupt habe ich mich bey allem Geschrey wegen des schmäuchelns, immer wundern müssen,

warum

warum man doch immer das Häucheln so durchwischen läßt? Ist jenes falsch, so muß unstreitig dieß auch unrecht seyn. Und gleichwohl fällt die Wahrheit des letztern so sehr in die Augen, daß noch niemand es anzufechten das Herz gehabt. Nun schließe ich so. Kömmt häucheln von hauchen; so ist es der Analogie wegen, ausgemachet: daß auch schmäucheln von schmauchen, schmäuchen herkomme. Von Häucheln aber hat sich noch kein Widersacher unterstanden, einen andern Ursprung auszuhecken: daher kömmt das große Stillschweigen davon. Spricht man sich also dadurch nicht auch in Ansehung des Schmäuchelns, selbst das Urtheil?

Man mag die Wahrheit auch verkleiden wie man nur will; so bleibt es doch Wahrheit. Und Herr H. mag das å, ö, ů. einen Doppellaut oder, schlecht weg, nennen, so bleiben sie doch Doppellaute, und jedermann wird das eine unter dem andern verstehen. Darum ist seine Anmerkung zu der dritten Regel vergebens. Und so wenig das Wort gölden mit dem ů geschrieben werden darf; eben so wenig sind auch die Wörter der Gůlden und der Gulden von dem Worte Gold herzuleiten, sondern noch eher von dem Worte gelten, Geld. Käme es von Geld, wie könnte man den Goldgulden daraus gemachet haben? Von gelten aber, als einem ungleich fließenden Zeitworte, kömmt nicht nur gilt, galt, gegolten, sondern auch Gulden: so wie von brechen, brich, brach, gebrochen und Bruch, gebildet wird; so wie auch von schelten, schilt, schalt, gescholten, Schultheiß entstanden. Ne sutor ultra crepidam: sagte dort Apelles zu seinem

Momus, indem er weiter gieng als er sollte. Und da sich Herr H. vorgenommen, den Kern der Gottschedischen Sprachlehre zu beurtheilen; so muß er nicht über die Grenze schreiten, und die Ursachen zu seiner Beurtheilung vom Zaune brechen. Wenn die Regel nur in demjenigen Ruhme gut ist, welches sein scharfes Auge zum Gegenstande hat; so kann er da mit gutem Gewissen seine kritische Feder ruhen lassen. Aber er thut es nicht, er holt sich den Stoff darzu wo anders her; wozu ihn doch sein Vorsatz zu kritisiren gar nicht verbindet.

Denn ob er gleich an der 4. Regel auf der 17. Seite in dem Kerne der deutschen Sprachlehre nichts auszusetzen findet; so gefällt sie ihm doch in der großen Sprachkunst nicht; daß man nämlich so schreiben soll, wie es der **allgemeine Gebrauch eines Volks seit undenklichen Zeiten eingeführet hat.** Wäre Herr Prof. G. der erste Sprachlehrer, der diese Regel erdacht hat, so könnte er mit recht darüber zur Rede gesetzet werden. Allein hat nicht die Gewohnheit, oder das alte Herkommen in allen Sprachen eine große Macht gehabt? Saget nicht Horaz, es würden viele Wörter auf oder abkommen:

> si volet vsus,
>
> Quem penes Arbitrium est et jus et norma loquendi.

Und was würde wohl in einer Sprache dauerhaftes seyn, wenn es jedem Phantasten, Neulinge und Unwissenden freystünde, von dem alten Herkommen ohne Grund abzuweichen?

So

So sehr nun auch Herr H. der deutschen Orthographie ihre Unbeständigkeit vorwirft, so hat doch in den Sprachen öfters die herrschsüchtige Gewohnheit den Platz behalten. Der fernern Einwurf von dem beschwerlichen Lesen der deutschen Schriftsteller ist nicht stark genug. Denn man muß sie ja eben nicht alle lesen; es sind schon einige darzu hinreichend. Und es wird auch doch noch allemal bey einem guten Schriftsteller ein vornehmerer Zweck darbey seyn; damit doch auch ohne diese kleine Ursache die Mühe belohnet werde. Und sollte denn in den Schulen Niemand seyn, welcher den jungen Leuten sagen könnte, welches die besten Schriftsteller sind? Sie sind ja heut zu Tage in Ansehung der Sprache, nicht etwan so selten. Auch die beständige Verbesserung der Orthographie kann sich doch nicht ohne wichtigen Grund über die Sprachlehrer hinaus wagen. Ein Mann aber wie Herr H. könnte schon in eines **Egenolfs** und **Haltausens** Fußstapfen treten, und ein wenig tiefer in die Alterthümer der deutschen Sprache dringen. Bey dem Hrn. Prof. geht es ganz wohl an: denn er ist selbst der Sprachlehrer.

Was der Herr R. von der 18. S. in Ansehung des Geboths: **Wörter von verschiedener Bedeutung, durch die Buchstaben zu unterscheiden** angiebt, ist hier nicht nöthig, noch einmal zu vertheidigen; weil ich Ihnen schon in einem andern Briefe genug davon gesaget habe. Und seine enge Regel, die er am Ende noch anhängt, klingt sehr schwach und lahm. Denn wenn der Sprachlehrer dem Wörterbuche nicht vorgeht, so wird sich dieses

mit der Rechtschreibung wenig brüsten können, die es auf ein Gerathewohl angenommen, und fast ohne Grund und Regel dem gemeinen Haufen unwissender Schreiber nachmachet. Ohne eine gute Etymologie, ohne Unterricht von Bildung, Abänderung und Abwandelung der Wörter, kann der Verfasser eines Wörterbuches nichts tüchtiges in der Rechtschreibung sagen, oder gelten. Man s. hiervon Johnsons Vorrede zu seinem engl. Wörterbuche. Endlich machet die Regel des Hrn. Prof. weder den Grund der verschiednen Bedeutung, noch die Etymologie der Wörter schwer und dunkel, und noch weniger widerspricht sie der 2 Regel S. 16. sie erfodert auch keine Allwissenheit in der Sprache. Erfordert denn nun diese beyde Stück: Ein Wort von seinem Stammworte herzuleiten, und die gleichlautenden Wörter durch Buchstaben zu unterscheiden, so eine Allwissenheit?

Das Urtheil über das Wort Sieh (vide) ist wohl nicht durch Hülfe der Philosophie hervorgebracht worden; weil er den Lernenden in einer eben so großen Unwissenheit läßt, als wenn man gar keine Regel davon angegeben hätte. Denn alle beyde Sieh und Siehe können nicht zugleich recht seyn. Der Grammatikus erwählet nur eines davon, und zwar dasjenige wozu ihn die mehresten Ursachen verbinden. Und er kehrt sich nicht daran, wenn er auch der herrschenden Mode nicht zuvor kömmt. Man vergißt so gern immer, daß das Amt eines Sprachlehrers ist, nach der Analogie zu entscheiden, welcher Gebrauch von zween im Schwange gehenden, der rechte sey? Nun sagen aber unendlich viele

Deutsche,

Deusche, Sieh hier, sieh da, sieh dich vor, sieh dich um; u. s. w. da wenige andre, siehe hören lassen. Wer hat nun recht? der Grammatiker muß es entscheiden, und zwar aus Gründen. Herr Prof. G. thuts, und zwar aus der Regel der unrichtigen Zeitwörter, die allezeit einsylbig befehlen: gib, nimm, geh, steh, komm, thu, brich, u. s. w. nicht gibe, nimme, briche, Wo steckt denn nun hier der Fehler? Und wo bleibt Herrn H. große Weisheit?

Weil die 7 Regel S. 20. so glücklich ist, den seltenen Beyfall des Hrn. Rectors zu erhalten, so habe ich auch nicht nöthig, etwas zu seinem Zusatze zu sagen. Denn er beleidiget dadurch die Feder des Hrn. Prof. nicht, sondern fällt damit vielmehr seiner Gesinnung bey. Aber er bringt diese Gütigkeit bey der 8. Regel wider mit ein: denn diese verwirft er gänzlich; weil man in den darinnen vorkommenden zwoen Regeln keine von beyden gewiß fest setzen könnte. Dieses aber giebt mir noch gar kein Recht sie zu verwerfen. Der Grammatikus giebt die Merkmale so deutlich an, als er kann. Denn die Sprache hat er nicht erfunden; sondern er bringt sie nur in Ordnung. Die Beurtheilung des Hrn. R. ist hier also viel zu übereilt; als daß wir sie sollten gelten lassen. Denn die Gewohnheit wird endlich auch zur Regel, eben so gut, als wenn sie die Stelle der Natur vertritt. Sie sehen also wohl ein, wie oft sich der Herr R. zwingen muß, etwas zu sagen, wenn er sehr wenig Stoff darzu hat. Lassen Sie mich das Anstößige über das dritte und vierte Hauptstück in ihrem nächsten Briefe lesen,

so wird die Wahrheit, aus dreyer Meynungen desto heller hervor leuchten können. Leben Sie wohl.

* *

XI.

Mein Herr,

So sehr auch Herr H. in dem 3ten Hauptstücke darwider eifert, daß der Herr Prof. noch ein eigenes Kapitel von der Verdoppelung der Consonanten abhandelt; für so nothwendig hält es doch der Herr Prof. Wir müssen also sehen, ob uns Herr H. was bessers sagen wird.

Bey der ersten Regel weis er also nichts zu erinnern, als daß die Sache schon einmal dagewesen ist. Allein sie hat doch hier eine andere Einkleidung; und da so vielfältig dawider gesündiget wird: so war es nöthig, die Jugend vor solchen Fehlern ausführlich zu warnen. Was findet man öfter als einen **weißen Mnan**, und einen **weisen** Stein; Rasen und raßen; **heises** Wasser, und ein **Weßen** ja wohl gar **geweßen**, u. d. m. Solche Schnitzer müssen der Jugend abgewöhnet werden.

Bey der 2 Regel giebt Herr H. dem Hrn. Prof. schuld, als ob ihm seine Regel unter den Händen misrathen wäre; allein da sie wohl mit sehr gutem Bedachte von dem Hrn. Prof. so eingerichtet worden, so scheint es, als ob sie Herr H. mit Fleiß nicht verstehen wollte, damit er nur Gelegenheit zu tadeln bekomme. Denn die Regel des Hrn. Prof.

Prof. geht ja nicht allein auf die Doppellauter, sondern auf ein jedes Wort, das getheilet werden kann, wenn es auch mit keinem Doppellauter getheilet wird. Mit dieser Regel geht es dem Herrn R. wie dort in der Fabel dem Hunde, welcher sich von dem Schatten blenden ließ, und das Stück Fleisch darüber verlor. Die Regel des Herrn Prof. hat also nicht so lauten sollen, wie der gute Herr R. wohl meynet.

Wenn aber ja etwas überflüßig bey dieser Regel seyn soll, so könnte es füglich des Herrn V. eigene Anmerkung betreffen: daß nämlich **in zusammengesetzten Wörtern, und wenn auf den doppelten Mitlauter noch ein anderer Consonant folget, beyde bey einer Sylbe bleiben,** z. E. Statthalter soll in Statt= und halter getheilet werden. Dieses versteht sich von sich selbst, denn wer die Hauptregel weis, wird Herrn Heinzens Anmerkung dabey leicht entbehren können.

Wenn Herr H. eher im Stande gewesen wäre, eine Sprachlehre zu schreiben: so glaubte ich sicher, daß der Herr Prof. die Parteylichkeit (wenn es anders ein Fehler ist, für die Wahrheit parteyisch zu seyn,) von dem Herrn R. gelernet hätte, welche er ihm in der 3 Regel schuld giebt. Der Herr Prof. wird wohl die Ausnahme eingesehen haben, ehe er die Regel hingesetzet hat. Die Misgunst kann auch aus den unschuldigsten Worten ihr Ansehen gewinnen. Denn er saget ja nicht schlechtweg: sie **scheinen eine Ausnahme zu machen,** sondern er fährt ja fort, die ganze Ausnahme zu erklären.

Diese Ursache zu widersprechen, wird vom Zaune gebrochen. Publius sagt deswegen ganz recht: Malefacere qui vult, nusquam non caussam invenit.

Sehen Sie hier bey der 4ten Regel wohl die geringste Ursache, sie mit der 3ten Regel zu verbinden, wie Herr H. meynet? Die 3te Regel hat ja schon ihre eigene Ausnahme. Es wäre also nur eine Verwirrung entstanden: weil sich die vierte Regel viel weiter ausbreitet, als die 3te mit samt ihrer Ausnahme.

Doch in der 6ten Regel a. d. 25 S. sucht er die Stärke seiner Einsicht zu verdoppeln. Da wird es Kappen setzen! sagte jener Pfarrer, welcher zwo Predigten auf einmal vortrug. Seine erste Einwendung ist, daß sie hätte sollen mit zu der ersten R. S. 21 gezogen werden: allein hier muß ich eben wieder vorschützen, was ich schon bey der 4ten Regel gesagt habe. Ist es nicht eine Schande, in solchen willkührlichen Dingen einen andern Scribenten so pedantisch zu hofmeistern? Herr H. kritisire doch erst das A B C, welches gewiß in einer andern Ordnung stehen könnte und sollte: ehe er sich über andere Sachen hermachet. Aber wir haben unsere Regel doch noch nicht gerettet, wenn auch schon Herr H. so gütig ist, und unsere Vertheidigung gelten läßt, denn er hat noch sehr viel darwider einzuwenden.

1) Fraget er nach der Regel des Herrn Prof. welche setzt: daß man nach kurzen Selbstlautern auch doppelte Mitlauter schreiben müsse.

Ob man denn wohl schriebe: verrehren, bennennen, sonndern, annders ꝛc. Allein, diese Eigenschaft der scharfen Aussprache haben die Partikelchen an sich, als das Wörtchen ver; und dieses wird auch wohl beynahe das einzige seyn. Ueberhaupt kann man in denen Wörtern, wo auf den Selbstlauter ein doppelter Mitlauter folgen muß, nicht sagen: daß er durch den doppelten Mitlauter kürzer würde, oder ohne denselben länger bliebe. Denn der Selbstlauter behält doch allemal seinen freyen und hellen Klang, ich mag ihn nun versetzen, wie ich will, ob sich der Ton gleich bey einem doppelten Mitlauter in denselben verliert. Z. E. ob ich das Wort fordern (poscere) oder fodern ausspreche, so wird doch das o in beyden nichts verlieren. Aber kein Vernünftiger wird sagen bennennen. Denn wer höret nicht, daß das e in be ganz anders klingt, als in kennen, brennen? Folglich gehöret dieß Exempel auch nicht zu der Regel von kurzen Selbstlautern, die in einem Worte zwo Mitlauter nach sich fodern. Solche Zusammensetzungen, als die Lateiner in collido, commercium, correspondeo haben, hat das Deutsche nicht. Herr H. gleicht also einem boshaften Fechter, welcher seinem geschickten Gegner nichts anhaben kann, und sich daher am Ende der Saustiche bedienet.

Auf gleiche Art ist auch seine andere Einwendung dieser Regel beschaffen; da er gleich die Diphthonge aa, ee, ie, oo ꝛc. mit einem ordentlichen Selbstlauter in Betrachtung zieht, der alsdann nur seine eigenthümliche Länge nutzen kann; wenn

sie ihm kein doppelter Mitlauter verbiethet. Denn in dem Worte Aaron wird man den doppelten Mitlauter sehr wohl von dem einfachen Worte Abel unterscheiden können. Heißt das nun, etwas wider den klaren Augenschein behaupten? Ob nun aber gleich den Herrn V. dieser Kritik auf der 26 S. das Wort Grübler zum Unwillen reizet, so thut er es wohl nur mehrentheils um seinetwillen; weil er sich zugleich mit getroffen findet. Aber dieses machet die Sache so wenig aus, als seine folgenden Beweise, die er deswegen führet. Wir wollen zugeben, daß kk, zz gegen ck und tz gerechnet, in den Augen des Herrn R. gleiche Annehmlichkeit erwecken: so bleibt doch noch eine unzählige Menge Leute übrig, welche der Vorschrift des Herrn Prof. Beyfall geben: und diese müssen doch wahrlich einigen Grund darzu haben; er mag nun in der allgemeinen Aufnahme, oder in dem Vorzuge des Ansehens verborgen liegen, welche die eine Art vor der andern besitzt. Das Beyspiel von dem & und et hat der Herr Autor hier wohl nur deswegen angeführet, um der gelehrten Welt bey Gelegenheit mit beyzubringen, daß er auch in dem Englischen nicht ganz unwissend sey. Und der größern Sprachkunst gedenket er hier auch nur, wegen der falsch gedruckten pagiva. Denn daß kk und zz etwas unangenehm in die Augen fallen, ist eher zu glauben, als daß die Wörter schmäucheln und Aeltern eben so was Widriges an sich haben sollten. Denn å und kk und zz sind ja nicht einerley. Jenes kömmt in allen Schriften täglich und stündlich, ja fast in allen Zeilen vor. Dieses aber findet man

nur in den alten Zesianern und einigen neuen Kakographisten. Und wenn **Frisch** schon längst richtiger und anständiger davon geurtheilet hat; so hat der Herr Prof. gar nicht Ursache, dem Herrn Rector für seine Erinnerung zu danken: denn er hat ihn gewiß eher gelesen, als ihn Herr H. zu Gesichte bekommen.

Ich könnte zwar hier meinen Brief schließen; allein, da das vierte Hauptstück nur wenige Erinnerungen von eben dieser Art in sich hält, so wollen wir dieses wenige noch mitnehmen, weil alsdann eine ganz neue Sache zum Vorscheine kömmt.

Herr H. legt die 8te Regel auf der 27 S. dem Herrn Prof. wieder anders aus, als er sie will verstanden haben. Der Herr Prof. saget nämlich: **Man setze das h zu Selbstlautern, wenn sie eine Verlängerung bedürfen.** So vermuthet Herr H. daß es wohl so viel heißen müßte: Wenn sie lang sind. Gerade verkehrt! Es ist aber wohl der Sinn des Herrn Prof. so: Wenn das Wort, seiner Natur und der Gewohnheit nach, lang ausgesprochen werden soll.

Und dieses beleidiget die Regel des Herrn Prof. gar nicht, wenn auch einer **offenbar, gar, schwer, Spur** mit dem **h** schriebe; denn es giebt dieses schon die Natur der Worte, daß sie das **h** entbehren können, weil das **r** gleichsam, seiner schweren Aussprache nach, den Selbstlaut verlängert. Und der Herr Prof. hat es also nicht nöthig gehabt, sich auf die Einwendung, welche Herr H. und seinesgleichen machen würden, zu besinnen.

Und ob nun der Müller mahlet, målet oder mühlt, so kommt doch nichts anders heraus, als Mehl: und im Ganzen kommt für Herrn H. doch kein anderer Ruhm heraus, als daß er im Tone eines Wortkråmers spricht.

Bey der 9ten Regel sagt er auch nichts anders, als den Rath des Herrn Prof. welchen er ebenfalls dabey giebt: Daß diejenigen, welche kein Hebr. und Griechisch können, zu den Gelehrten ihre Zuflucht nehmen sollen. Ist das nun etwas anders gesagt, als zu den Wörterbüchern greifen?

Die 10te Regel ist eben dieser Vertheidigung würdig, welche ihr der Herr Rector recht monarchisch abspricht.

Die freundschaftlichen Erinnerungen, welche Herr H. über die 3 folgenden Regeln vom Gebrauche des c angiebt, billiget er zwar anfangs, wie er es oft zu thun gewohnt ist; aber er hålt sie nicht für zureichend, weil es nach seiner Meynung auf etwas willkührliches hinausläuft. Und die Sache wird wohl den fürchterlichen Namen Schande noch nicht verdienen; weil da noch lange kein Verbrechen herauskömmt, wenn eigensinnige Köpfe die Regeln in der deutschen Sprache nicht eben so gut beobachten wollen, als in einer andern Sprache. Und der Herr Prof. wird auch das Register nicht verwerfen, welches immer die letzte Zuflucht seiner Entschuldigung ist.

So lächerlich aber auch schon die Einwürfe wider das Qu sind gemacht worden, so machet es Herr Heinze doch immer noch damit wie jene halsstarrige

starrige Frau, welche noch aus dem Wasser die Hände in die Höhe reckte, und gewisse Bewegungen mit den Fingern machte, und damit zu verstehen gab, daß sie noch auf ihrer Meynung bliebe. Und da er weiter zu einer neuen Beschönigung nichts anbringen kann; so verwirft er auch noch dieses: daß das q ein uralter deutscher Buchstabe sey, weil in uralten Zeiten keine deutschen Buchstaben gewesen wären. Aber der Herr Prof. wird freylich nicht weiter gehen, als wo sich die deutschen Buchstaben angefangen haben, das versteht sich ohnedieß. Dieß ist aber gewiß älter, als Herr H. denket. Denn **Ulfila** lebte in der Hälfte des IV Jahrhunderts, und sein gothisches Alphabeth hatte schon ein Q. Weis er das noch nicht, so sehe er den **Bonaventura Vulcanius**, den **Franciscus Junius**, **Thomas Marschal**, **Stiernhielm**, oder **Benzelius** im gothischen Evangelio nach; oder schlage den **Hickesius** in seinen nordischen Grammatiken nach: so wird er finden, daß auch die Angelsachsen und Runen ein Q haben.

Ueberhaupt würde der Herr R. dem Herrn Prof. mehr Recht müssen angedeihen lassen, wenn er nicht immer so unverschämt wäre, von der Klinge abzuweichen, wie er es hier in der 15ten Regel machet. Er billiget die Regel selbst, und machet doch Einwendungen darwider, welche die Regel gar nichts angehen. Wir wollen setzen, daß der Herr Prof. hier und da noch einige Verbesserungen machen könnte; wie denn der Grammatikus niemals

eine Vollkommenheit erreichen wird; so sind doch bey dieser Gelegenheit keine anzubringen.

Wir wollen ihm also diese Einwendungen in aller ihrer Stärke wieder zurück geben: vielleicht kann er sie zum Maaßstabe seiner eigenen Gesinnungen brauchen; da doch bis hieher noch keine Beschuldigung unwiderlegt geblieben ist, welche dem Herrn Prof. ist aufgedrungen worden.

* *

XII.

Schreiben des Herrn S** an den Herrn B.

Mein Herr,

Legen Sie ihr Gesicht in die gehörigen Falten, welche die Kritik von allen ihren Freunden unausbleiblich fodert. Denn hierdurch werden Sie sich am besten zur Lesung dieses Briefes vorbereiten. Derselbige enthält kritische Betrachtungen über die Rechtschreibung einiger deutschen Wörter. Wie? sagen Sie, kritische Betrachtungen über deutsche Wörter? = = und noch darzu von einem Schulmanne? Welcher Misbrauch des ehrwürdigen Namens der Kritik! Nur derjenige, welcher Griechenlandes Geheimnisse untersuchet, oder in die Heiligthümer Roms eindringt, kann mit Recht auf

auf diesen Namen einen Anspruch machen. Sie zürnen, M. H.? Vermuthlich sehen Ihre jetzigen Gesichtszüge sehr finster aus. Verrücken Sie dieselben ja nicht eher aus ihrer Lage, bis Sie diesen ganzen Brief, welcher eine Rechtschreibung der Schreibart einiger deutschen Wörter gegen den Herrn R. Heinzen in sich hält, werden durchgelesen haben.

Herr H. verwirft die Gottsched. Rechtschreibung des Worts **baizen**. Er glaubet hierzu aus zweyerley Gründen berechtiget zu seyn: Der erste Grund ist sein gewöhnlicher: **Frisch** schreibt es **beitzen**. Welcher Beweis! Wie wäre es, wenn ich dem Herrn Rector einen ähnlichen entgegen setzte, und sagte: **Wachter**, dieser große Kritiker der deutschen Sprache, schreibet es **baitzen**.

Sein anderer Grund ist die bloße Vermuthung, wie er sie selbst nennet: daß dieses Wort seine Ableitung von **beißen** haben könne. Dieser setze ich aber wieder eine Anmerkung, welche aus der deutschen Sprache im mittlern Zeitalter genommen ist, entgegen. Man findet nämlich ein altes deutsches Wort, welches **baitzen** heißt, und so viel, als **antreiben, anspornen, hetzen**, bedeutet. Was ist wohl wahrscheinlicher, als die Meynung, daß das Wort baizen, oder mit Reigern jagen, von demselben seinen Ursprung nehme, und also mit einem *a* geschrieben werden müsse?

Die Ableitung des Wortes **Pickelhering** von einem, Namens Wilhelm Böckel, als dem Erfinder des Einböckelns, und die daher entstandene Meynung

nung des sel. Frisch: Man müsse Böckelhering schreiben, ist nicht nur der Geschichte, sondern sie ist auch der Natur der Sprache zuwider. Dessen ungeachtet aber scheint ihr Herr H. seinen Beyfall zu geben. Denn was hätte er sonst für Ursache gehabt, dieselbe anzuführen, wenn er nicht hierdurch die Gottschedische Rechtschreibung hätte bestreiten wollen? Diejenigen, welche das holländische Wort Peckel, welches Salz bedeutet, bey der Untersuchung des Ursprunges, dieses Worts zu Hülfe nehmen, scheinen den meisten Beyfall zu verdienen. Wiewohl diejenige Anmerkung, welche Wachter im Glossario germanico unter dem Worte Pickelhering macht, alle Aufmerksamkeit verdienet. Sie ist folgende: Pickelhering, morio inter Scenicos. A Pickeln, ludere. Hering significat gregarium, et hinc Pickelhering proprie est unus e grege comicorum, qui morionem agit. Gesetzt also, daß die Gottschedische Ableitung dieses Wortes von packen nicht richtig seyn sollte, wiewohl sie auch viel Wahrscheinliches, und bey dem Worte einpäckeln die Aussprache im Meißnischen auf ihrer Seite hat: so sieht man doch, daß die Heinzische Rechtschreibung noch weniger richtig, und der Grund derselben mehr als lächerlich ist. Doch Wachters Ableitung schicket sich nur auf den theatralischen Narren oder Possenreißer; auf den gesalzenen Fisch aber nicht. Und gleichwohl nennet ein jeder dieser einen Päkelheering, nicht aber einen Pickelheering. Man saget auch einpäkeln, in die Päkel legen, Päkelfleisch, u. s. f. welches weder von pickeln, (ludere) noch von

Böckel

Böckel herkommen kann; nisi quadrata rotundis miscere velis. Ich sehe also noch nichts vernünftigers, als die Gottschedische Ableitung; es wäre denn, daß die so beliebte Art zu beweisen, **Frisch sagt es, Heinz glaubt es, das ist mir genug!** auch hier statt finden sollte.

Die Rechtschreibung des Wortes **Vätter**, anstatt Vetter, wird durch die Ableitung dieses Wortes von seinem Stammworte Vater, mehr als zu deutlich bestätiget. Was der Herr Rector H. von der durchgängigen Gewohnheit saget, welche er auf seiner Seite habe, giebt eben für seine Meynung einen nicht so starken Beweis ab, als er wohl glaubet. Denn erstlich wollte ich dem Herrn R. mehr als hundert Beyspiele aus alten deutschen Schriftstellern anführen, in welchen das ä in diesem Worte beybehalten worden ist. Ferner muß man einer Gewohnheit, welche wider die Natur der Sprache ist, sich niemals zu einem beständigen Gesetze machen. Denn wenn eine fehlerhafte Gewohnheit das Hauptgesetz in Bestimmung der Regel von der Rechtschreibung ansehen wollte: so hätten wir die Rechtschreibung, die in den vorhergehenden Jahrhunderten üblich war, mit allen ihren Fehlern annehmen und beybehalten müssen. Warum? weil sie durch eine durchgängige Gewohnheit unterstützet wurde. Damals schrieb man auch **Stedte, hette, Rethe, Jeger, Leger**, wo man jetzo viel gegründeter Städte, hätte, Räthe, Jäger und Läger schreibt. Aber nein, dieses ist eben die Pflicht eines Sprachlehrers, daß er die fehlerhaften

Gewohn-

Gewohnheiten in einer Sprache abzuschaffen suche. Denn sollte die Gewohnheit die Hauptregel bey der Kritik der deutschen Sprache seyn: so würde eine jede Provinz in derselben eine hinlängliche Vertheidigung für alle Fehler in ihrer Mundart finden. Die Gewohnheit muß bey der Rechtschreibung eines Wortes alsdann erst zu Rathe gezogen werden, wenn die Abstammung desselben ungewiß oder zweifelhaft ist. Dieses ist aber bey dem Worte **Vätter** ganz und gar nicht.

Warum der Herr Rector nicht **Bahne**, sondern **Bahn** schreiben will, sehe ich wieder nicht ein. Denn 1) ist die Bahne weiblichen Geschlechts, 2) ist es ja ein gleichförmiges Wort mit den Wörtern: die **Fahne**, die **Sahne** ꝛc. und das e ist ein Merkmaal des weiblichen Geschlechtes; so daß **der Wahn** hier zu keinem Einwurfe dienen kann. **Ergötzen** scheint allerdings ebenfalls recht zu seyn. Zu einer Rechtschreibung dieser Schreibart will ich diejenige Anmerkung anführen, welche **Wachter** in Glossario unter diesem Worte machet. Sie ist folgende: **Sich ergötzen**, oblectari, voluptate perfundi, ob possessionem alicujus boni, quod gothice et saxonice dicitur *god*, hodie *gut*. Quidam scribunt ergetzen, sed male; quia appellationem ducit ab objecto, quod est bonum præsens, a quo naturaliter oritur lætitia. Herr H. gehöret also nebst seinem **Frisch** und **Freyer** unter diejenigen, welche dieses Wort unrecht schreiben. Und dessen ungeachtet waget sich doch Herr H. der doch auf einem falschen Wege ist, den Herrn Prof. G. welcher es in der größern Sprachkunst von ätzen

füttern

füttern herleitet, und also ergätzen schreibt, zu widerlegen. In solchen Dingen kann ja ein jeder Kunstrichter eine Meynung haben, die ihm kein andrer aufmutzen darf, der nicht wenigstens einen bessern Grund anzugeben weis. Was hat aber Herr H. für einen von getzen? Risum teneatis amici! Es ist sehr gut, daß der Herr R. die Ableitung dieses Wort von dem gätzen oder gatzen der Hüner, welches sie machen, wenn sie gelegt haben, als eine kühne Vermuthung am Ende selbst wieder verläßt; da es noch sehr ungewiß ist, ob die Hüner aus einer angenehmen Empfindung dieses Geschrey erregen; welches doch seyn müßte, wenn Ergötzen von diesem Geschreye sollte hergeleitet werden. Aber bey diesem allen behält Herr H. noch immer unrecht, wenn er ergetzen schreibt; man mag nun entweder der Wachterischen oder der Gottschedischen, oder auch dieser letzten Ableitung Beyfall geben.

Warum man nicht Haven (portus) schreiben soll, da doch die Franzosen dafür havre und die Holländer haven sagen, sehe ich nicht ein. Der Hafen, ein Topf, kommt von dem Angelsächsischen Worte: Hiwan fingere, her. Der Haven (portus) aber hat seine Abstammung von dem celtischen Worte Aben, fallen, weil Haven in der eigentlichen Bedeutung einen Ort anzeigt, wo ein Fluß in das Meer fällt; weil diese Oerter die eigentlichen und von der Natur gemachten Häven sind. Es ist daher falsch, wenn Herr H. saget, daß beyde Wörter ein Wort wären, welches nur unterschiedene Bedeutungen hätte. Indessen sollte es wohl

schwer fallen, zu sagen, was ein Topf mit einer Anfurt Aehnliches hätte?

Einen gleichen Fehler begeht auch unser lieber Herr R. wenn er behauptet, **hecken** (Junge brüten) und die **Häcken**, ein zackigtes Gebüsch, hätten einerley Ursprung; wie denn beyde Wörter von hägen abstammten, und daher mit einem å geschrieben werden müßten; folglich fälschlich von dem Herrn Prof. in seiner Sprachkunst von einander unterschieden worden wären. Allein, es ist unstreitig, daß das Zeitwort **hecken** von dem englischen Worte **Egge**, ein **Ey**; die Häcken aber von den **Haken** oder **Stacheln**, womit sie gemeiniglich versehen sind, abstammen.

Roggen, das Geträyd, ist allerdings besser, als Rocken. Denn alle mit der deutschen verwandten Sprachen haben in diesen Wörtern ein **g** und kein **k**. Die Angelsachsen sagten **Ryge**, die Holländer schreiben **Rogg**, die Schweden **Rogh**. S. **Wachters** Glossarium. Der Rocken aber ist ein Spinnrocken, der billig vom Geträyde unterschieden wird.

Scheren (tondere) ist recht. Das Wort **Scearan**, beym **Somner** in seinem Wörterbuche, bedeutet eben so viel. So ist auch das griechische Wort κειρία, tonsura bekannt. Die **Schären** vor Stockholm, gewisse Klippen in der See, müssen mit einem å geschrieben werden; indem dieses Wort von dem schwedischen Worte **Skåra** gemacht worden ist, und also eigentlich so viel bedeutet,

tet, als litora *dissecta*, wie **Morhof** zeiget: Und wir müssen uns in der Rechtschreibung dieses Wortes allerdings nach der schwedischen Schreibart richten, da die Schweden die ersten Erfinder dieser Benennung sind.

Verdienet also wohl Herr H. Beyfall, wenn er behauptet, man müsse alle diese Wörter mit einem gedoppelten ee schreiben? Wird er noch ferner glauben, daß die Gottschedische Rechtschreibung dieser angeführten Wörter, wie er saget S. 53. eigenmächtig, der Etymologie entgegen und unzuläßig sey? Dieses, mein Herr, sind die wenigen Wörter, welche Hrn. H. von beynahe 2000, die Herr **Gottsched** angeführet hat, verdächtig geschienen sind. Allein, auch diese wenige sind unbilliger Weise, wie ich Ihnen gezeiget habe, getadelt worden. Er hat zwar seine Anmerkungen über dieses orthogr. Verzeichniß gewisser zweifelhaften Wörter dadurch zu vermehren gesuchet, daß, wenn er auf einer Seite nichts zu tadeln fand, er ein oder zwey Wörter herausnahm, sie in seine Anmerkungen setzte, und hinzufügte, daß die Rechtschreibung derselben von dem Herrn Prof. richtig angegeben worden wäre. Aber wenn sie richtig geschrieben waren, warum thut er denn erst derselben Erwähnung? Dergestalt hätte er ja aus seinen Anmerkungen ein großes Buch machen können, da er ja das allermeiste von der Gottschedischen Grammatik, ohne allen Dank, unangefochten lassen und billigen muß. Dahin gehören die Wörter: **Küste,** (litus) **Kiste,** und **Küster,** von (costa) cista und custos; **Koller,** ein Zierrath um den Hals,

Hündin von Hund und die Hindinn von hinnire; Nisse, lendes und Nüsse nuces, welche Wörter er aus dem Gottschedischen Verzeichnisse herausgenommen hat; damit er nur etwas von denselben reden könnte, wenn es auch gleich weiter nichts mehr, als dieses war, daß G. dieselben richtig schriebe.

Dieses, mein Herr, ist kürzlich die Beurtheilung einiger kritischen Anmerkungen des Herrn H. über die Gottschedische Sprachkunst. Sie nahmen ohne Zweifel bey dem Anfange dieses Briefes eine ernstafte und düstere Mine an; weil kritische Betrachtungen dieselbe von allen ihren Lesern als den billigsten Tribut fodern. Aber ich glaube gewiß, daß ihr finsteres Gesicht, welches anfänglich nur eine Wirkung der Kritik war, jetzt eine Wirkung ihres Unwillens und Zornes seyn wird; welchen Sie über einen so unbilligen Tadler, als Herr H. ist, nothwendig werden gefasset haben. Leben Sie wohl.

* *

XIII.

Mein Herr,

Ich fahre heute fort, Ihnen meine Gedanken über die Heinzischen Anmerkungen mitzutheilen. Herr H. beurtheilet von der 41sten bis zur 45sten Seite das 5te Hauptstück, welches von den orthographischen Unterscheidungszeichen handelt. Die Art, mit welcher er dieses thut, können Sie selbst aus dem, was ich jetzt sagen werde, beurtheilen.

Herr Prof. G. setzt anfänglich die gegründete Regel fest: **Schreib nicht alles dicht an einander, sondern trenne jedes Wort von dem andern, durch einen kleinen Zwischenraum.** Der Herr Prof. beweist die Richtigkeit dieser Regel dadurch, weil es 1) schwer seyn würde, eine Schrift, deren Worte nicht von einander abgesetzt wären, zu lesen; und 2) weil es nicht wohl aussehen würde.

So gegründet nun diese ganze Sache ist, so verdroß es doch Herrn H. nicht wenig, daß er diese ganze Seite, ohne eine Widerlegung anzubringen, übergehen sollte. Was thut er also? Er saget, die ganze Regel gehöre für Knaben. Allein, wird wohl darum eine grammatikalische Regel unnütze, weil sie ein und der andere Knabe schon weis? Ist sie deswegen wohl aus einer Sprachlehre zu

verbannen, die hauptsächlich für Knaben geschrieben ist? Ueber dieses pflegen ja so gar viele große und bärtige Knaben nur allzuoft wider dieselbige zu sündigen, indem sie nicht gehörig wissen, wo sich ein Wort endiget; dergleichen die Wörter sind, welche der Herr Prof. G. am Ende dieser Regel anführet. Z. B. wenn man anstatt **Handschuh, Großvater** schreibt: **Hand Schuh, Groß Vater.** Ist also diese Regel noch unnöthig?

Der 2te Beweis von der Richtigkeit derselben, daß nämlich eine zusammenhängende Schrift nicht wohl aussehe, scheint dem Herrn Rector, so oft derselbe vorkömmt, allemal anstößig. Und untersucht man, warum? so läßt sich die Ursache aus dem Widerlegungsgeiste des Herrn R. leicht entdecken. Denn hätte er nicht diesen Beweis angegriffen, so hätte er ja auf vielen Seiten nichts zu widerlegen gefunden, und also seinem gemachten Plane nicht gemäß schreiben können.

Denn wo wäre die Anmerkung auf der 44 S. von den eignen Namen, imgleichen die darauf folgende, von den selbstständigen Nennwörtern geblieben; da G. Regel, daß man sie mit großen Buchstaben schreiben solle, richtig war? Und sollte es nicht wahr seyn, daß es nicht gut aussehen würde, wenn man **Abrahamisaakundiakob**, oder **abraham isaak** und **iakob**, oder auch **gott, himmel** und **erde** schreiben wollte?

Ich will es zugeben, daß **i** und **J** an und für sich einerley Grund der Schönheit haben, so wie eine

eine gewisse alte Kleidertracht in Ansehung einer neuen einerley innere Schönheit haben kann. Gesetzt, es wollte sich aus diesem Grunde ein junger Mensch nach den Gesetzen dieser alten Art zu kleiden richten: so würde man ihn ja mit Recht tadeln und auslachen, und zum Beweise dieses anführen: daß es nicht wohl aussehe, das heißt: daß das Ungewöhnliche in seinem Anzuge, so oft wir es gesehen, uns anstößig sey. Der Herr R. H. versuche es, und setze, ohne seine Perrüke, einen spitzen altenburgischen Bauerhut auf, binde ein Koller um, wie es Opitz getragen, lasse sich einen Stutzbart wachsen, und hänge sein Degengehenk über die rechte Schulter, trage ein kurzes Wams, mit aufgeschnittenen Aermeln, und Halbstiefel an Beinen; gehe sodann in diesem Staate in seine Classe: so werden gewiß alle seine Schüler überlaut lachen; ob er ihnen gleich theuer versichern wird, daß dieß vor 120 Jahren eben so schön gewesen ist, als seine ordentliche Tracht.

Auf gleiche Art kann man also auch sagen, daß es nicht wohl aussehe, wenn man Wörter wider die Gewohnheit mit kleinen Buchstaben schreiben wollte. Hierzu kömmt auch noch dieses, daß unter den willkührlichen Begriffen, die wir uns von einigen Arten der Schönheiten einmal gemacht haben, auch dieser ist: daß wir wirklich glauben, ein großer Buchstab sey ansehnlicher als ein kleiner.

Da wir uns nun aber in Sprachregeln öfters nach willkührlich angenommenen Begriffen, welche allen oder doch sehr vielen Menschen gemein sind,

richten müssen; so konnte also Herr Prof. G wohl sagen, daß es nicht wohl aussehen würde, kleine Buchstaben anstatt der großen zu setzen; an Stellen, wo man der letztern seit 100 und mehr Jahren gewohnt ist.

So erlaubt es also einem Sprachlehrer ist, die Regeln, welche er giebt, aus der einmal eingeführten Gewohnheit zu beweisen; eben so wenig kann man es ihm verdenken, wenn er den Beweis so führet, daß er saget: Wie würde es aussehen, wenn man anders verfahren wollte? Weil dieser letzte Beweis sich auf den ersten gründet, und also einerley Quelle der Gewißheit hat.

Der Herr Prof. G. lehret ferner in Gedichten einen jeden Vers mit einem großen Buchstaben anzufangen, und giebt als die Ursache dieser Gewohnheit dieses an: Weil in den Versen fast jede Zeile einen neuen Satz anhebt. Diese Muthmaßung wird noch wahrscheinlicher, wenn man die allerältesten Arten der Gedichte betrachtet, in welchen der kurze Ausdruck, als etwas wesentliches durchgängig herrschte.

Herr H. wollte nun hierbey etwas erinnern, und was sagte er wohl? Er setzt statt eines Gegenbeweises uns einige Verse her, von welchen nicht ein jeder einen Gedanken anhebt. Hatte denn der Prof. G. gesagt, daß in allen Versen ein neuer und besonderer Gedanken nöthig seyn müßte? Aber hören sie nur die Beweise des Herrn R. an: Er behauptet, es geschehe deswegen, weil ein jeder gute Vers ein besonderes Kunststück ist, und in

seiner

seiner Art ein Ganzes heißen kann. Kömmt dieses nun nicht mit der Meynung des Herrn Prof. überein? Wie dort, fährt Herr H. fort, Protogenes eine einzelne Linie, die Apelles gezogen hatte, als ein vollkommenes Werk bewunderte. S. des Plin. Hist. natur. 35, 10.

Sie wundern sich wohl ohne Zweifel, wie die Linie des Apelles hieher kömmt, und die noch über dieses aus des Plin. Naturgesch. bewiesen wird. Es ist kein Wunder wenn man uns Schulleute zuweilen einer Pedanterey beschuldiget. Hier ist ein offenbares Beyspiel von diesem Fehler. Denn die Anführung des Plinius ist hier mehr als lächerlich.

Die andere Ursache, warum er jeden Vers mit einem großen Buchstaben anfängt, ist nach der Meynung des Hrn. R. um der Dichtkunst eine gewisse Hochachtung auch durch das äußerliche, und bey den Unwissenden zu erwecken. (p. 43.) Es sey so! Aber kommt dieses nicht mit dem Hrn. Prof. G. überein, wenn er saget: Es sähe besser aus?

Ein neuer Vorwurf, welchen Herr H. dem Hrn. Prof. macht, ist dieser: Daß er vieles in 2. Regeln, vorgetragen habe, welches oft in eine hätte zusammengezogen werden können. Ein Vorwurf, welcher auch von dem Hamburger Recensenten als gegründet angesehen wird. Herr H. behauptet dieses von der 5ten und 6ten Regel p. 35. Allein sollte dieses wohl ein Fehler seyn, wenn man Sachen, die in der That von einander unterschieden sind, auch in den Regeln von einander trennet? Und rechtfertiget nicht vielmehr die Beobachtung

einer guten Ordnung dieses Verfahren? Der Vortrag auf Seiten des Lehrers wird deutlicher, und der Unterricht auf Seiten des Schülers, besonders wenn er ein Ausländer ist, leichter und faßlicher.

In der 5ten Regel lehret der Herr Prof. **Wenn in einer Periode zween besondere Aussprüche vorkommen, so setze man einen Doppelpunct darzwischen.** Und in der 6ten Regel: **Wenn man fremde Reden oder Wörter anführet,** so setze man vor und auch nach denselben einen Doppelpunkt. Wer nimmt nun nicht wahr, daß dieses zween ganz unterschiedene Fälle sind, in welchen die Setzung des Doppelpuncts gelehret wird?

Ist es also wohl ein so großer Fehler, wofür ihn Herr H. ausgiebt, wenn der Prof. der Ordnung und Deutlichkeit gefolget ist, und diesen doppelten Fall auch in einer doppelten Regel gezeiget hat? Das heißt aus Mücken Elephanten schmieden. Würde man es wohl einen lateinischen Sprachlehrer vergeben, wenn er alle die Fälle, in welchen die Zeugendung gesetzt werden muß, in einer einzigen Regel bestimmen wollte? Ein jeder würde gestehen müssen, daß er wider die Regeln der Deutlichkeit gesündiget habe; so wie ein jeder bekennen wird, daß Herr H. sich dieses Vorwurfs schuldig gemacht habe, wenn er dem Herr Prof. so oft in seinen Anmerkungen das Zusammenziehen etlicher Regeln in eine einzige, in dem gebietherischen Tone eines finstern Schullehrers befiehlt, wie er dieses a. d. 42 S. u. 36 S. thut. Herr Prof. G. mag es

also

also machen wie er will, so ist es seinem Zeilus nicht recht: Trennet er, so sollte ers verbunden haben: Verbindet er, so sollte ers getrennet haben. Wer sieht hier nicht die Leidenschaft eines geschwornen Tadlers?

In der Regel, die der Herr R. von der Setzung des Strichpunkts oder Semicolons p. 44. giebt, und durch welche er die Gottsch. verbessern will, herrscht eine große Undeutlichkeit. Das Semikolon sagt er, kann man setzen in etwas längern Perioden, so oft die Theile derselben (cola) ein größeres Unterscheidungszeichen, als das Comma oder der Beystrich erfodern; oder wenn dem schon vollständigen Satze noch etwas angehänget wird (p. 44. u. 45.) Allein welches sind denn die etwas längern Perioden? Dieses ist unverständlich und unbestimmt geredet. Denn der Zusatz: **So oft die Theile derselben ein größeres Unterscheidungszeichen, als der Beystrich erfodern**; saget bloß so viel: daß der Strichpunkt ein größeres Unterscheidungszeichen, als der Beystrich sey. Es zeiget aber gar nicht, wenn dasselbe gesetzt werden müsse, denn welches sind nun die Fälle, wo ein größeres Unterscheidungszeichen erfodert wird? Das will man wissen. Prof. G. saget es, H. H. aber nicht. Wenn endlich Herr H. hinzusetzt: Man müsse es alsdann gebrauchen, wenn dem schon vollständigen Satze noch etwas angehänget wird: so ist ja offenbar, daß Herr Prof. G. eben dieses in der 7ten Regel, die er doch bestreiten will, lehret.

Herr H. mochte auch wohl bey sich selbst fühlen, daß sein Ausfall auf diese Regel unglücklich

ablaufen würde. Daher setzet er am Ende hinzu: Ein Ungelehrter kann des Strichpunkts füglich ganz überhoben seyn. Welch eine elende Kritik! Die Beobachtung der Sprachgesetze ist für den Ungelehrten, welcher in eben derselben Sprache richtig und ordentlich schreiben will, eben so nothwendig, als für den Gelehrten. Und gesetzt, es sollte auch nur der Gelehrte, das Semikolon zu setzen, verbunden seyn: so war es ja deßwegen nicht unnöthig, in einer Sprachkunst Regeln davon zu geben: es wäre denn, daß die Grammatik nur für Bauren und Handwerksbursche geschrieben würde.

Wenn sich endlich der Herr R. selbst vergißt, und behauptet, daß diese Sache eigentlich in die Rhetorik gehöre: so verdient er wahrhaftig dieser beyden letzten Meynungen wegen, mehr unser Mitleiden, als eine weitläuftige Widerlegung. Würdigen Sie ihn ja desselbigen, ich bitte Sie selbst darum: und ich werde in der Folge meiner Anmerkungen, noch oft diese Fürbitte für den Hrn. R. in Lüneburg bey Ihnen einzulegen, nöthig haben. Leben Sie wohl.

* *

XIV.

Mein Herr,

Ich mache heute den Anfang, Ihnen meine Urtheile über die Heinzischen Anmerkungen zum II Theile der Gottschedischen Sprachkunst, welcher von der Wortforschung handelt, mitzutheilen. Ich sollte Ihnen zwar noch vorher meine Gedanken über das letzte Hauptstück des vorhergehenden Theils eröffnen: allein der Herr R. unser guter Freund, hat mir ein Schreiben an den Herrn S. mitgetheilet, welches eine Beurtheilung desselben enthält. Ich habe es diesem Briefe beygelegt. Sie werden also wie ich hoffe, nicht Ursache haben, sich zu beklagen, daß ich etwas übergangen hätte. Doch zur Sache!

Der Herr Prof. G. betrachtet im 1sten Hauptstücke die Wörter überhaupt und setzet die grammatikalische Eintheilung derselben auf eine deutliche und vernünftige Art aus einander. Die Sachen, welche er in diesem Hauptstücke vorträgt, sind richtig und wahr. Was thut also Herr H. nun wohl, seine Tadelsucht hierbey nicht gänzlich unwirksam seyn zu lassen? Er machet nämlich dem Hrn. Prof. den Vorwurf: daß er in diesem Hauptstücke philosophirt habe. Ich gestehe Ihnen, daß ich in Wahrheit nicht weis, was er unter dieser Beschuldigung eigentlich verstehen mag.

Sollte denn derjenige einen Vorwurf verdienen, welcher gründlich und ordentlich von einer Sache

denket

denket und schreibt? Der Herr Prof. wollte eine Haupteintheilung der Wörter in einer jeden Sprache machen. Begieng er also wohl einen Fehler, wenn er dieselbe nach den Regeln einer gesunden Vernunft aus einander setzte, und nach den Grundsätzen, welche uns die Vernunftlehre von der Verfertigung einer jeden Eintheilung giebt, seine Gedanken entwarf? Herr H. sagt: „Die Schüler dieser Grammatik wissen doch was ein **Namen**, was ein „**Substantivum** und **Adjectivum** ist.„ Welch ein prophetischer Machtspruch! Weis denn der Herr R. in **Lüneburg** mit Gewißheit, schon im Voraus, wem diese Sprachlehre in die Hände kommen wird? Auch vielen, welche die lateinische Sprache nicht erlernen und also von den 8 partibus orationis, Nomen, pronomen etc. nie als Papageyen haben plappern lernen: ist es nützlich, sich die Regeln ihrer Muttersprache bekannt zu machen. Ja selbst unter denenjenigen, welche entweder in der lateinischen oder in einer andern Sprache, sich schon eine ziemliche Fertigkeit erworben haben, giebt es viele, welche nicht im Stande sind, eine kurze und richtige Erklärung von diesen grammatikalischen Kunstwörtern zu geben. Ob sie schon bey einem jeden einzeln Worte, welches man ihnen vorsaget, zu bestimmen wissen, zu welcher Gattung von Wörtern es gehöre: so sind sie doch unwissend, wenn man sie nach der Erklärung einer solchen Hauptgattung von Wörtern, z. E. eines Zeit- oder Beyworts 2c. fraget. Ferner wird der Herr H. es einer engländischen, italienischen oder französischen Sprachkunst als einen Fehler anrechnen, wenn dieselbe die Begriffe

griffe eines Nennworts, Zeitworts rc. vorher fest setzet? Ich will dieses nicht befürchten. Warum ist er aber gegen unsre deutsche Sprachlehre so strenge? ohne allen Zweifel bloß darum: weil es die Gottschedische ist.

Auf der 57. S. verwirft Herr H. die Gottschedische Erklärung von dem bestimmten Geschlechtsworte. Er behauptet vielmebr, man müsse also sagen: **Das bestimmte Geschlechtswort wird gebraucht, wenn man von einer einzelnen Sache redet, oder, die doch als einzeln betrachtet wird.** Der Herr R. beschuldiget die Gottsch. Erklärungen der Kunstwörter einer Dunkelheit, und machet ihnen den Vorwurf, daß sie philosophisch wären. Wird er aber wohl seine eigene Erklärung, die er hier gegeben hat, von diesen beyden Vorwürfen frey sprechen können? Was ein einzeln Ding sey, gehöret ja eben so wohl in die Logik und Metaphysik als jenes.

Quam temere in nosmet legem sancimus iniquam!

Der Ausdruck: **Wenn man von einer einzeln Sache redet, oder die doch** als einzeln betrachtet wird, ist unverständlich und zweifelhaft, weil er entweder so viel bedeuten kann: **Wenn man ein Wort in der einfachen Zahl (im Singulari) setzet;** oder auch so viel: **Wenn man von einem** *Nomine proprio* **redet.** Dieses letzte kann er aber nicht meynen, weil er selbst p. 61. sagt: **Daß das bestimmte Geschlechtswort, vor den** *nominibus propr.* **nicht gesetzet werde.** Folglich muß man den logischen und metaphysischen Begriff

griff des Einzelnen im Vorrath haben, d. i. philosophiren, um des Hrn. R. Regel zu verstehen.

Die sechs Endungen (Casus) nach welchen die Geschlechts-Haupt-Bey- und Fürwörter abgeändert werden, sind dem Hrn. Rector ein großer Stein des Anstoßes. Er beschuldiget Hrn. Prof. G. einer Verschwendung, und wird darüber auf eine unglückliche Art sparsam. Er glaubet, daß man derer nur 4. nöthig habe. Denn saget er: **Es giebt so viele *Casus* als Endungen; nicht in einem jeden, sondern überhaupt in allen Nennwörtern der ganzen Sprache, welche decliniret werden. Wie? Wenn sich nun in allen Nennwörtern nicht mehr als 4. Endungen finden: Würde man denn Ursache haben, mehr als 4. Casus anzunehmen? Die deutsche Sprache,** fährt er fort, **hat aber wirklich nur 4. Weil der Vokativus den Nominat. und der Dat. dem Abl. allemal gleich ist.** Hier scheint Herr H. auf einmal sein ganzes Latein bis auf den Donat vergessen zu haben. Denn wofern nun dieser Schluß richtig ist, so wird daraus folgen, daß alle lateinische Sprachlehrer geirret haben, wenn sie in der vielfachen Zahl 6. Casus angenommen haben. Denn da in allen Wörtern in der vielfachen Zahl, der Nom. mit dem Vocat. und der Dat. mit dem Ablat. übereinkömmt: so ändert sich das Wort am Ende nur auf viererley Art; und gleichwohl behaupten alle lateinische Sprachlehrer: daß auch die Wörter in der vielfachen Zahl 6. Casus haben. Und wie? Wenn in manchen Wörtern keine Aenderung der Endungen statt hat, wie

in

in Cornu. Ist denn da nur ein Casus vorhanden? Eben so ist es im Deutschen mit den Wörtern des weiblichen Geschlechtes p. 59. **Hand**, Vernunft, Nase, Schulter, Kunst, Axt, u. d. gl.

Wenn endlich Herr H. sagt, daß die Franzosen die 6. Casus der lateinischen Sprache vermittelst gewisser Vorwörter (præposition) ausdrückten: So ist dieses wohl ein Fehler, weil bekannt ist, daß sie es mehr durch Vorsetzung des Geschlechtsworts thun. Aber ein solcher Fehler ist nicht sowohl der Unwissenheit; als vielmehr der Hitze des Widerlegungs-Geistes, mit welcher Herr H. hier dachte, zuzuschreiben.

Wenn übrigens die Uebersetzungen, Nennendung, Zeugendung, u. s. w. dem Hrn. R. der freylich den besten Ausspruch von dem, was schülerhaft ist, zu thun im Stande ist, in der That schülerhaft scheinen, ob sie schon sehr im Gebrauche sind: so kann er sich ja, der gleichfalls beygedruckten Uebersetzung: **Die erste Endung**, die zweyte, die dritte *rc.* bedienen. Will er auch buchstäblich den Casus durch Fall geben: so wird das gewiß noch schülerhafter klingen. p. 60. Der Herr Prof. hat ja Niemanden zum Gebrauche derselben mit Gewalt gezwungen.

Wenn der Herr Rector setzte: Daß die Wörter **am, im, vom, zum, zur**, nicht leicht getheilt vorkommen, und daß man also dafür sagen sollte: **an dem, in dem, von dem**, u. s. w. so wird er wohl schwerlich hierinnen Beyfall verdienen. Denn sagt man nicht auch täglich. **Erlöse uns von dem Uebel.**

Wenn Herr H. a. d. 60. S. seinen Gegner einen Verweis giebt, daß er nichts von dem Gebrauche der Geschlechtswörter angemerket habe, und daher selbst einige Regeln hiervon giebt; so muß man nothwendig, auf die Gedanken gerathen, daß dieser Kunstrichter die Gottschedische Grammatik zu widerlegen angefangen habe, ehe er sie noch ganz durchgelesen hat. Denn hätte er dieses gethan, ehe er noch die 60. und folgende Seiten seiner Anmerkungen schrieb, so würde er ja gleich zu Anfange des 3ten Theils der Gottsched. Sprachkunst die 12. Regeln von Fügung der Geschlechtswörter gefunden, und also nicht nöthig gehabt haben, dieselben als solche, die der Herr Prof. vergessen hätte, seiner Kritik einzuverleiben; und zwar an einem Orte, wo sie doch gar nicht hingehöreten. Denn dergleichen Regeln müssen nicht in der Lehre von der **Wortforschung**, sondern in dem Theile, welcher die **Wortfügung** abhandelt, angebracht werden. Ein abermaliger Beweis, daß Herr H. wider den Hrn. Prof. geschrieben habe, nur um wieder ihn zu schreiben. Ein vortrefflicher Charakter eines Gegners! Hier haben Sie a. d. 62. S. gleich noch ein Beyspiel.

Herr **Popowitsch** glaubet nämlich in seiner Sprachkunst noch ein drittes Geschlechtswort bemerket zu haben, welches an die Beywörter (adject.) und an gewisse Nom. propr. in Decliniren angehänget wird. Z. E. süßer **Wein**, süßes Weines; ingleichen **Bellonens** Spieß; **Merianes** Besserung.

Was die Nomina propria anbetrifft: so versaget Herr H. **Popowitschen** seinen Beyfall, wi-

derlegt

derlegt ihn in 5. ganzen Seiten, und beschließt endlich seine Widerlegung (zu einem Beweise; daß er auf diesen Sprachlehrer sehr unwillig, und zornig mag gewesen seyn) mit einer Lehre, welche auf vielerley Art für diesen unglücklichen Kritiker selbst, sehr vortheilhaft seyn könnte, wenn er sie öfters erwöge. Sie lautet also: **Wer an allem bey einer Sprache wackelt, der muß besorgen, daß das alte Gebäude, welches er zu sehr ausbessern wollte, ihm gar auf den Kopf falle.**

Sie fragen vieleicht mein Herr, was der Herr Prof. G. für Schuld daran habe, daß **Popowitsch** nicht recht geurtheilt; wie und warum also diese Widerlegung der Popowitschischen Sprachlehre in die Widerlegung der Gottsched. gekommen sey? Ich weis Ihnen keinen andern Grund anzugeben, als diesen: damit seine Widerlegung um 5. Seiten verlängert würde. Doch nein, ich besinne mich: Er hat es deßwegen gethan, damit er den Hrn. Prof. beschuldigen könnte, er hätte die Entdeckung von diesem neuen Geschlechtsworte nicht gewußt; aber sie auch nicht wissen können. Dieses sagt er auf der 62. S.

Aber mein lieber Herr H. ich muß Ihnen nur sagen, daß der Herr Prof. G. wohl gewußt habe, daß süsser Wein in der 2ten Endung **süsses Weines** u. s. w. habe, und daß derselbe daher a. d. 113. S. die Abänderung der Beywörter, wenn sie ohne ein Geschlechtswort mit Hauptwörtern verbunden werden, in einem besondern Paradigmate vorgestellt, ja eben desselben Beyspiel: **Süßer Wein**, gebrauchet habe. Daß aber der Herr R. der, ehe er

noch das ganze Buch durchgelesen hatte, schon den Anfang desselben widerlegte, es freylich solcher Gestalt nicht habe wissen können, daß es Herr Prof. G. gewußt; und in eben dem Buche, welches er doch widerlegte, gesagt habe. So verkehrt ist er zu Werke gegangen! Dergleichen Beyspiele nun, welche eben nicht die beste Absicht des Hrn. R. bey Verfertigung seiner Anmerkungen zu erkennen geben, werde ich Ihnen M. Herr noch öfters anzuführen das Misvergnügen haben. Daß ich es aber noch in diesem Briefe thun soll, verlangen sie ja nicht von mir. Denn = = = leben Sie wohl.

* *

XV.

Mein Herr,

Da ich Ihnen einmal versprochen habe, meine Gedanken durchgängig über die Anmerkungen eines bisher noch unbekannten Rectors zu eröffnen; so will ich doch in der Prüfung derselben fortfahren, ungeachtet es mir sauer wird, die Heinzischen Träumereyen des 3ten Hauptstücks durchzulesen. Denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich schon öfters auf dem Wege gewesen bin, dieser so großen als leren Kritik das Recht anzuthun, meiner Frau Wirthinn ein Geschenke zu Pfeffertüten damit zu machen. Allein es hat mich bloß das Ihnen gethane Versprechen daran verhindert: und da ich doch auch dabey glaube, durch die Lesung und Untersuchung dieser seichten Kritik, den Werth nützlicher

licher Bücher besser schätzen zu lernen, so will ich immer noch die schöne Gelegenheit mitnehmen. Der Herr R. mag wohl auch selbst gemerket haben, daß sein Kunstrichteramt von wenigem Ansehen seyn werde: sonst würde er das **Ich meyne, ich denke, ich glaube, ich halte dafür** u. s. w. nicht so oft zu seinen Lieblingen erwählet haben. Ist es nun die Stärke der Wahrheit gewesen, welche ihn also reden lassen; und will er hier durch das **denke ich, glaube ich,** zu verstehen geben, daß er allein so glaubet und denket: so ist es noch ein großes Glück für ihn. Denn Herr Heinze muß wissen, daß ein aufrichtiger und unparteyischer Kunstrichter gegen ihn gerechnet, eben so weit von einander unterschieden sind; als die guten Engel in Ansehung der bösen beschaffen sind. Und auf diese Art hat man doch wenigstens Hoffnung, daß er sich nicht ferner unter die Sprachverständigen mischen werde; indem er häufig erfährt, wie schlecht diese seine Arbeit geachtet wird.

Wehe aber ihm! wehe seinen Schülern! wenn er etwan dadurch anzeigen wollen, daß sein **glaube ich, denke ich** rc. etwan so viel sage: „Ich, der „hochwohlverdiente und hochwohlverordnete Herr „Rector auf der berühmten Stadtschule Lüneburg, „spreche aus: daß der Herr Prof. G. schrecklich „geirret. Ich aber belehre die Welt eines andern; „ich mache ihm den wohlverdienten Ruhm, wel- „chen er sich durch seine Sprachlehre erworben, „nicht nur streitig; sondern ich spreche ihm densel- „ben gänzlich und auf immer ab„. Denn wäre dieses wahr, daß ein bösartiger Geist in ihn ge-

fahren; welches mir zwar gar nicht in den Kopf will; welches ich aber doch beynahe für gewiß glauben muß: so weis ich wahrhaftig nicht, ob ich über ihn lachen, oder weinen soll. Das Mitleid verdienet der unglückliche Kritiker wohl nicht so sehr; weil seine widersinnige Meynung, ihn bloß in diese unheilbare Krankheit hat fallen lassen. Lachen kann ich aber auch nicht, und kein Redlichgesinnter wird es thun können, wenn wohlverdiente Männer an ihrer Ehre so gemishandelt werden.

Ich werde gleichgültig dabey bleiben, wenn ich nur erst die = = = werde ausgestanden haben. Ich wollte, daß ich mich Ihnen durch kein Versprechen verbindlich gemacht hätte; und daß ich es, wie andere Gelehrten unberührt lassen könnte.

Die Arbeit ist zu verdrießlich, und der Nutzen zu geringe. Gesetzt, ich nähme mir vor, diese Schandschrift, aus wahrer patriotischer Gesinnung eben so stark zu widerlegen; als es jedem, der sie nur lesen kann, leicht seyn muß: so würde doch nichts mehr herauskommen, als man gleich bey der ersten Seite seiner Widerlegung schließen kann. Ja, Sie würden sagen, daß er in vollkommensten Verstande ein Boshafter ist; und daß es ihm geht wie dem Frosche in der Fabel, daß er als ein kleines Pfenniglicht gegen einem Wachslichte einen sehr dunkeln Schein hat.

Doch lassen Sie mich nunmehr auf unser Hauptstück selbst kommen. Denn ich bin diesesmal recht wider meinen Willen, zu einer weitläuftige Vorrede hingerissen worden. Ich werde deßwegen auch

dieses 3te Hauptstück, von den Hauptwörtern (Substantivis) mit aller nur möglichen Kürze in Erwägung ziehen.

Reichs-General-Feldmarschall-Lieutenant. Sehen Sie nur wie ihn der Eifer zum Widersprechen treibt! Sachen, die nichts sagen wollen, bey denen hält er sich am meisten auf. Ich mag es aber nun auf die eine, oder die andere Art schreiben, so ist es doch allemal einerley. Nur habe ich den Nutzen, wenn ich es nicht als ein Wort schreibe, daß jeder gleich sieht, daß es mit diesem Worte etwas besonders seyn muß, und daß es aus verschiedenen Sprachen zusammen gesetzet ist. Schreibt man es aber, wie es der Lüneb. Kritiker ohne Grund verlanget, so sehe ich die angegebenen Merkmaale nicht. Der Herr Prof. hat Ursachen, warum er es nicht in ein Wort ziehen will; aber Herr Heinze hat nicht die geringste. Ferner,

Ein Lehrling soll keine, als solche Zusammensetzungen brauchen, die in guten Schriftstellern vorkommen. Wie mühsam würde aber nicht der Herr R. den Lehrlinge die Sprache machen, wenn sie nur einigermaßen in Betrachtung gezogen würde! Der Prof. schränkt die Zusammensetzung der Wörter ein; Heinze untersagt sie gänzlich, bloß aus Begierde zu widersprechen. Gottsched erlaubt, daß ich nach **Misverständnis** das Wort Misvergnügen auch zusammensetzen soll. Heinze will ich soll die guten Schriftsteller in allen Stücken und ohne Noth zu Rathe ziehen.

Obsorge. Gleich zuvor sagte der Herr R. man soll erst gute Schriftsteller zu Rathe ziehen, ehe man ein Wort zusammen setze. Und dennoch will er selbst itzt der Ungezieser: **Obsorge, Vorkommenheiten**, Außenstand, Vormund werden.

Ich finde diese Wörter in keinem guten Schriftsteller vertheidiget. Ich will doch nicht glauben, daß ich ihn etwa für einen solchen Mann ansehen soll. Es wäre alsdann gewiß um unsre deutsche Muttersprache geschehen, wenn sie in solche ungewaschne Hände fiele. Die barbarischen Wörter würde er wieder einführen: bloß weil sie Gottsched daraus verwiesen hat.

Auf der 71. S. steht: **Ich würde meine Mühe eben so wohl verschwenden, als der Herr V. meiner Meynung nach, bey Aufsuchung dieser Regeln gethan hat.** Wenn ich u s.w. Es machts Herr H. recht klug, daß er **meiner Meynung nach**, darzu setzet. Denn kluge Leute, ich und andere ꝛc. wissen es dem Hrn. Prof. G. großen Dank, daß er doch angefangen, und den Ausländern nach Möglichkeit mit leichten Regeln zu Hülfe gekommen ist. Es wird Niemand läugnen, daß die Regeln zu fassen, einen Anfänger viele Mühe kostet: dessen ungeachtet ist es aber doch allezeit besser, wenn ich einmal einen großen Berg zu übersteigen habe, daß ich dem durch die Felsen gehauenen Fußpfade folge, als daß ich ihn erklettern will; weil der Steig nicht so eben ist, als in andern Gegenden.

Damit ich aber, sagt Heinze, den Leser in den Stand setze, zu urtheilen, auf welcher Seite

Seite die Wahrheit sey. Horchen Sie nur, mein Herr, wie hochgelehrt der Herr Rector einhertritt. Denn, wenn Er nicht aufgestanden wäre, so wäre wohl sonst Niemand im Stande gewesen, von Gottscheds Sprachlehre geschickt zu urtheilen. Jedermann würde geglaubet haben, der Prof. habe ein gutes Werk gestiftet, da er zur Erleichterung die Abänderungen gemachet. Nicht wahr? Sie hätten nicht gedacht, daß es bisher bloß an der Einsicht dem Manne gefehlt. Denn andere große Gelehrte, so wohl auf Universitäten, als berühmten Schulen sind gegen ihm nichts. Er allein ist es, der, NB. **wie ihm deucht**, uns lehren kann, wie wir es anfangen müssen, wenn wir deutsch decliniren lernen wollen. Er will uns das Verständniß im Huy öffnen; er will es! Ob es aber zur Wirklichkeit kommen wird, daran zweifle ich. Ich glaube zuverläßig, daß ein Ausländer nicht eher aus seinem Unterrichte deutsch lernen wird, als wenn es ihn einer lehret, der Gottscheds Methode folget.

Ey mein lieber Herr R. steigen sie nicht gar zu hoch, sie möchten mit der Nase in den D. - - - fallen. Schreiben sie doch ums Himmels willen nicht so in den Tag hinein; es ist ja ihr eigener Schaden, und nicht etwan Gottscheds oder Christs. Glauben sie denn nicht, daß sie durch ihr unreifes Kritisiren zum Gelächter werden? Denn sie stellen bey dieser Gelegenheit, den in der Malerey unerfahrnen Jüngling vor, von welchem Gellert in seinen Fabeln saget, daß es dem Maler zur Ehre gereiche, von ihm getadelt zu werden. Weil denn daraus ein jeder zuversichtlich glauben kann, daß

das Werk ächt seyn müsse; weil es nicht jedem Eigensinne gefällt.

Nunmehr komme ich auf die Regeln selbst, welche er uns giebt, und welche wir nur von einen so berühmten Manne erwarten konnten. Allein wie soll ich mich dabey verhalten? Wollen Sie, mein Herr, daß ich Ihnen noch länger die Zeit mit Sachen verderbe, welche zu nichts taugen? Ich glaube schwerlich, daß Sie mir es vergeben würden, wenn ich eine Regel nach der andern durch die Musterung gehen ließe, wie ich doch ganz leicht thun könnte. Aber thun Sie dieses, ich bitte Sie darum: Lesen Sie selbst noch einmal das 3te Hauptstück des Gottschedischen Kerns, und alsdann des R. Anmerkungen, so werden Sie finden: daß die Lehre von der Abänderung und dem Geschlechte der Hauptwörter, welche uns der Herr Prof. giebt, noch viel besser, leichter und vollkommener ist, als des Hrn. R. seine sind; so groß er auch damit thut. Sollten aber dennoch einige Zweifel darunter hervorkriechen; so bitte ich mir in ihrem ersten Briefe Nachricht davon aus. Ich hoffe daß ich Ihnen den überbliebenen Anschein dazu bald vertreiben will. Uebrigens können sie meine Arbeit über das folgende eben so sicher erwarten, als Sie überzeugt seyn werden, daß ich Ihr wahrer Freund bin. Leben Sie wohl.

* *

XVI.

Mein Herr,

Ich führe Sie nunmehr wieder in ein neues Feld des Heinzischen Widerspruchs. Und zwar ist seine Gelehrsamkeit hier wieder gar nicht weit her. Sie dürfen nur in ihrem Bücherschranke nach dem **Bödiker** und **Frisch** greifen, so werden sie zwar eben das finden, was uns **Heinze** so oft, als etwas neues sagen will; aber sie finden es nur nicht in dem verächtlichen Kleide der Spötterey gesaget, als es der Herr. R. in Lüneburg vorträgt.

Ich werde mich also in diesem Briefe bey dem 4ten Hauptstücke mit den **Beywörtern**, **Zahlen**, und mit ihrer **Declination** beschäfftigen. **Heinze** gesteht aufrichtig, daß er eben nicht sagen könne, daß es falsch sey, was der Herr Prof. hierinnen vortrage; aber er findet es nur **mangelhaft**, **leer**, und gedehnt, und nicht **philosophisch**.

Sehen Sie nur einmal wie er sich selbst widerspricht? Denn was mangelhaft und leer ist, muß ja wohl auch falsch seyn; und nicht philosophisch schreiben ist ja sein eigner Geschmack bisher gewesen: wie kann er doch darwider eifern!

Doch vieleicht ist es nur eine Papageygelehrsamkeit, was er uns hierinn verbessern will. Denn so wenig ein Fremder einen Papagey deutlich verstehen

stehen kann, was er eigentlich sagen will und worauf es zielet: eben so wenig ist auch Herr H. verständlich, wenn er oft die deutlich aus einandergesetzten Erklärungen des Hrn. Prof. ins Kurze zusammen ziehen will: welches bey einer Sprachlehre nicht allezeit angehen will, ob es sonst gleich eine Schönheit bleibt.

Allein fällen Sie hier ihr eignes Urtheil, welcher Unterricht von dieser Abhandlung eher einem Labyrinthe gleicht? so werden sie gestehen müssen, daß Sie H. fleißig hineingeführet; und sich nicht darum bekümmert, wie der Leser wieder herauskommen soll.

Der Herr Prof. theilet nämlich die Abänderung der Beywörter in 3. Classen ein 1) mit **dem unbestimmten Geschlechtsworte** 2) mit dem **bestimmten Geschlechtsworte** 3) und wie sie endlich **ohne alle Geschlechtswörter** gesetzet werden. Und hierinn muß sich auch die schwächste Einsicht eines Knaben zurechte finden können. Ich selbst gestehe es, ich habe **Heinzens** Vortrag von dieser Sache mit vieler Mühe lesen müssen, ehe ich verstund, was er damit haben will. Der Herr R. muß nothwendig zu der Zeit seine Vernunft mit Weine taumelnd gemacht haben, da er ein so unphilosophisches Urtheil über den Hrn. Professor gefället. Wird denn einem Baumeister mit einem Chaos untereinander geworfener Baumaterialien etwas gedienet seyn? Nein, er will Ordnung haben: und diese ist das Kleinod, welches durchgängig in des Prof. Schriften glänzet.

Ich habe es zwar Herr H. schon oben gesaget, daß die Freyheit der Dichter hier gar nicht zu gebrauchen ist: ich will ihn also hier nur noch einmal daran erinnert haben, damit er es doch in Zukunft weis, wo er dieselbe nicht brauchen soll. Es soll aber wohl nur ein vom Zaune abgebrochener Tadel seyn: weil er die übrigen Regeln alle billiget, welche auf der 14 Seite noch vorkommen; damit er doch nicht das Blatt vergebens umgewendet habe.

Die Anmerkung, welche Heinze auf S. 104 von dem Vocativ machet, ist wohl nur bloß vermöge der Tadelsucht hingesetzet worden. — Er spricht nämlich, daß es nicht recht sey, wenn man saget: **o du armes Kind**, und im plur. **o ihr armen Väter;** sondern das **du** müßte weg, und es müßte nur schlechtweg heißen: **o armes Kind, o arme Väter**, als wenn **o du** und **o ihr** keine Zeichen des Vocativs wären. Wie will denn Herr H. den Vocativ ausdrücken, wenn das **o** wegbleibt, wie es oft geschieht? Z. E. **Höret, ihr Himmel, und du Erde, nimm zu Ohren** ꝛc. Hier drückt das **du** und das **ihr** den Vocativ ohne das **o** aus. Trefflich vertheidigt!

Wenn der Herr Prof. nur eine Ursache gehabt hätte, die Muster declinirter Comparat. und Superlative wegzulassen; so würde er es gethan haben: wenn sie auch dem Herrn H. unentbehrlich geschienen hätten. Denn er hat seine Grammatik

matik nicht für solche geschrieben, die selber im Stande sind, Sprachlehren zu verfertigen. Ja er würde auch noch eine Seite Platz gefunden haben, einige Erklärungen aus **Wachters** Glossario und aus **Schilters** Thesauro hinzu zu setzen; wenn er es nicht für überflüßig befunden hätte: denn er besitzt sie alle beyde. Der Herr Rector muß den **Schilter** nicht in seinen kritischen Händen gehabt haben: denn er hätte sonst gewiß auch damit groß gethan, und ein paar Seiten in seinem Buche damit voll gemachet, wenn er etwan bey einigen Regeln des Herrn Prof. nichts zu corrigiren gefunden hätte.

So sehr ich mich aber über den seltenen Beyfall freue, welchen Herr H. dem Herrn Prof. auf der 107 S. widerfahren läßt, in Ansehung der Beywörter: **dasig, etwanig, sonstig;** eben so sehr wundere ich mich auch, über einen Schulmann in Lüneburg, daß er so **vieles** Wesen über das Wort **vieles** macht. Er mag auch nun seine Meynung davon, um ein Großes, oder um ein Kleines erheben, und des Herrn Professors seine um ein Langes oder um ein Breites unterdrücken; so bleibt doch in dem Worte **vieles** bey den Redensarten, wo es gebraucht wird, ein besonderer Nachdruck und eine große Schönheit verborgen: ob sie gleich der Haß des Herrn Rectors, welcher aus seiner Feder gleich der Schwärze der Dinte fließt, zu unterdrücken suchet. Die Meynung des Herrn **Gottscheds** ist

um

um ein **merkliches** besser, und der Herr Rector in Lüneburg trägt ein **vieles** dazu bey. Denn er vertheidiget es mit **Frischen**, welcher beydes in seinem Wörterbuche läugnet; und widerlegt **Frischen** wieder mit **Racheln**, welcher zum Exempel so sagt: **wozu das viele Geld.** Müssen Sie mir nun nicht selbst gestehen, daß er hierdurch um ein **Mehrers** lächerlicher wird; wenn sie am Ende noch das Exempel lesen, welches uns um ein **vieles** unterrichten soll. Es reimet sich aber eben so dazu, wie der Leu zum neuen Leben.

Wir wollen aber doch auch einmal dem Herrn Rector nachsprechen, und seinen Beyfall erwähnen, damit er doch nicht durchgängig sagen darf; als ob wir beständig wider ihn mit dem Geiste des Widerspruchs ausgerüstet wären. Wir nennen also die **Vergleichungsstaffeln** Stuffen der Beywörter, und von diesen nimmt Herr H. nur zwo derselben an. Denn er kann unmöglich glauben, daß der Positivus schon eine Stuffe sey. Also hat Herr Heinz selbst, welcher für **gelehrt** gehalten wird, keine Stuffe der Gelehrsamkeit betreten; sondern er ist gleich gelehrt gebohren worden?

Wenn wir es aber nun so annehmen, mein lieber Herr Heinz; und die Zeit, ehe Sie noch gelehrt genennet werden konnten, für den ebenen Boden halten; da sie denn weder auf einer Stuffe noch Staffel gestanden; so werden die drey Stufen der Beywörter richtig und ordentlich heraus-

kommen.

kommen. Und der Herr Rector kann den lieben Donat also immer hängen lassen, wo er hängt; es kömmt doch auch noch manchmal eine Zeit, wo er noch vor den Riß steht, daß der Priscian vom Pralhans keine Maulschelle bekömmt.

Auf der 118 S. hat der Herr Prof. wieder das erz und ur vergessen, vieleicht hat er es manchmal deswegen gethan, daß **Frischens** schönes Wörterbuch doch auch nicht vergebens gedruckt ist. Aber es steht gewiß auf einer andern Stelle.

Wir kommen nunmehr zu den Zahlwörtern, welche Herrn **Heinzen** deßwegen nicht gefallen: weil sie der Prof. alle mit deutschen Namen beleget. Er hätte es noch dulden wollen, saget er; wenn nur die lateinischen Benennungen dabey stünden.

Allein beyde Arten kommen ja nur auf die Einführung und auf die Gewohnheit an. Wer dieselben aus der lateinischen Benennung will verstehen lernen, muß schon ziemlich weit in der lateinischen Sprache gekommen seyn, sonst werden sie ihm noch dunkler vorkommen. Es ist also dieses nur der ganze Fehler, daß die Kunstwörter in der deutschen Sprache weit später eingeführet worden sind, als in fremden Sprachen; außerdem würden wir keiner fremden Hülfe nöthig haben. Sollen sie denn aber niemals eingeführet werden?

Der Herr R. will auch auf eben dieser Seite das Wort **dreyzig** mit dem z nicht gelten lassen,

sondern

sondern schreibt es mit dem ſſ. Allein da die Grundzahlen zwanzig, vierzig ꝛc. alle von dem Worte Zug, Züge ihren Ursprung haben, so dürfen wir auch in der Schreibart des dreyzig nicht davon abweichen: sonst müßte ich auch zwanßig vierßig ꝛc. mit dem ß schreiben, welches aber lächerlich seyn würde. Das ſ nämlich hat in dreyßig nichts mehr zu thun, als bey vierzig, funfzig, sechzig, siebzig, achzig, neunzig.

Herr H. muß etwas zu tadeln heraus klauben, und wenn er an dem Prof. keinen Fehler findet, so muß der Buchdrucker die Pfeile schmieden, daß er sie auf den Professor losdrücken kann. Denn erst gesteht er unten auf der 109 S. daß das Wort eins im Neutro wohl ein Druckfehler seyn müßte; und er hat recht: wenn er nur hernach seine kritische Hechel niederlegte, damit der Leser am Ende nicht auf das Sprüchwort fallen müßte: parturiunt montes &c.

Das Zahlwort zween, zwo, zwey hätte der Verfasser nun mit gutem Fuge übergehen können; weil es bey denenjenigen allemal sehr genau beobachtet wird, welche die deutsche Sprache rein und lauter schreiben und sprechen. Ich will ihm von andern Leipziger Gelehrten Herrn D. **Wollens** Schriften, und was Herr Prof. **Kästner**, Herr M. **Schwabe**, und a. m. geschrieben und herausgegeben, zum Beyspiele anführen. Aber wir müssen es ihm wieder zu gute halten: er saget es nicht um seinetwillen; denn er billiget es selber sehr vernünftig, sondern um anderer willen; und diese sind **Frisch** und **Popowitsch**, auf wel-

che er ohne Grund sein Vertrauen gründet; wie der Papist, wenn er seinen Glauben rechtfertigen will, sich auf die Kirche berufet.

Ferner will er von **Luthern** beweisen: daß er diese Zahlwörter wohl nur so von ohngefähr richtig gebraucht habe; weil er doch sonst andere Wörter von seiner Schreibart heut zu Tage nichts mehr gälten. Das erste fällt aber weg; weil es **Luther** allezeit beobachtet. Z. E. Seiner Jünger zween. Zwo junge Tauben. Zwo Hände, zween Füße, zwey Augen. Zwey Dinge, Herr, bitt ich von dir, u. dergl. m. doch jede Concordanz wird ihn dieß lehren. Herr Heinze überlegt aber nach seiner scharfen Einsicht nicht, daß **Luthers** Uebersetzung nach den damaligen Zeiten sehr schlecht gerathen wäre, wenn er sich nicht besondre Mühe gegeben hätte, die Sprache nach den Regeln abzumessen. Mein Rath, wenn mich ein junger Studirender fraget, ist daher allemal: sich damit nach der Ordnung des Geschlechts zu richten.

In Ansehung des Geboths, daß man allemal anstatt der **andere**, der **zweyte** sagen soll, will ich hier nicht wieder richten; weil er sich selbst darüber einen Richter setzt, der ihm wenig Ehre macht, indem er ihn widerlegt. Gleich als wenn der Herr **Popowitsch** mit dem Herrn Prof. gar nicht einerley Meynung hegen könnte.

Und die Gründe, welche er noch darzu anführet, sind ihm völlig gleich.

Und ist dieses ein Fehler, wenn der Grammatikus nach und nach sein Buch vollkommner zu machen suchet? Wie viel haben wir denn von

allen

allen Sprachen vollkommene Sprachlehren? Es müßte denn der Herr Rector im Stande seyn, eine zu schreiben! Lassen Sie ihn doch durch ihren guten Freund, welcher Heinzen sehr wohl kennet, darum bitten. Er würde sich dadurch Deutschland unendlich mehr verbindlicher machen, als wenn er sich mit Ernst vornähme, den Herrn Professor Zeitlebens zu widerlegen. Leben Sie wohl.

* *

Antwortschreiben.

XVII.

Mein Herr,

Sie haben mir nun schon so oft durch Ihre angenehmen Briefe die Schwierigkeiten gehoben, welche mir die Heinzische Beurtheilung über die Gottschedische Sprachlehre erreget hat. Lassen Sie nun auch einmal meine Beurtheilung Statt finden. Das Lob für den Herrn Professor wird desto unparteyischer ausfallen, wenn ich eben das sagen muß, was Sie darüber würden gesaget haben. Er wirft dem Herrn Professor gleich auf der 123 S. vor, daß er ebenfalls an dem niedersächsischen Nationalfehler Theil habe, wenn er das Fürwort Neben zu dem Dative setzete. Und dieses hat er gethan, ohne daß ich einen Fehler daran finde. In meinen Ohren klingt das neben dich eben so wunderlich, als wenn einer

sagte: **Er hat sich zu mich gesetzet.** Drum hat der Herr Professor einen Grund gehabt, es allein zu der dritten Endung zu setzen.

Wenn ferner Herr Heinz mir sagen kann, zu was für einem Casu ich das **o ich!** und **o wir** setzen soll, so wollte ich es glauben, daß es nicht zum Vokative gehöret, wenn ich nur wüßte, was es sonst für einer seyn sollte. **O ich elender! O ich unglückseliger!** ist ja eben sowohl ein Ausruf, d. i. ein Vocativus, als, o du unglückseliger! Nun rufet ja weder der Nominativ, noch sonst ein Casus dergestalt aus: man müßte denn mit dem Lateiner o terque quaterque beatum! o me felicem! rufen wollen: welches ein grober Latinismus seyn würde! den ich die Lateiner verantworten lasse. Da er aber in seiner Einsicht nicht weiter gegangen ist, als der bloße Tadler zu thun pflegt, so wirken seine Worte nichts bey mir; er mag ihn nun den reichen oder den armen Vocativum nennen. Und ich glaube, daß es gleich viel seyn würde, wenn Heinze sich so anredete: **o ich elender Kritiker!** oder **du bist ein elender Kritiker!** Es bleibt doch beydesmal wahr, daß er sich selbst meynet. Wenige Blätter vorher behauptet er, daß das **o** das Zeichen des Vocativs sey, und jetzt will er es nicht gelten lassen, wenn auch drey o davor stünden. Ich möchte ihn doch fragen, was er sonst daraus machen wollte?

Das Wort **Selbsten** will ich hier nicht weiter berühren, weil er am Ende selbsten beyde Arten

Selbst

Selbst und Selbsten auf den allgemeinen Gebrauch guter Schriftsteller gründet.

Herr Heinze kann übrigens die Freygebigkeit nicht leiden. Ob sie ihm gleich nichts kostet: so eifert er doch darwider, daß der Prof. ein eigenes Paradigma von dem Worte Sich gemachet. Heinze beurtheilt es aber nach der lateinischen Sprache; als wenn eine Sprache von der andern nicht abweichen dürfte. Ob es nun der Prof. mit drey Worten oder mit sechsen gesagt hat, das wird dem Leser gleich viel seyn. Es wird weder den Verstand noch das Gedächtniß verderben.

Auf der 117 S. machet er einen Zusatz von dem Worte **Unser**, daß es nämlich allein nur einen Vocativ habe. Z. E. Unser Vater ꝛc. Es wäre aber noch kräftiger gesagt gewesen, wenn der V. ein Exempel darzu gesetzt hätte, wie er es bey dem Worte **Meinige** in Ansehung des Vocativs gethan.

Es wird im Folgenden die Verwirrung nicht groß seyn, welche **Heinzen** nach seiner Meynung bey dem anzeigenden **Fürworte der, die, das** zu einer dreyfachen Verbesserung Anleitung gegeben hat.

Denn wer es in der einen Art weis, und zwar in der gewöhnlichsten, der kann daraus die andere schon selber schließen: so wie er wahrnehmen kann, daß **deren** und **derer** von einander unterschieden sind. Die Exempel, welche er noch dazu setzet, haben so eine Deutlichkeit in sich, daß es unnöthig gewesen wäre, wenn sie der Professor hingesetzet hätte.

Obgleich der Herr Verf. auf der 127 S. keine bessern Gründe weis, so nimmt er doch die Gründe des Prof. von dem Worte **derselben, denselben** anstatt **dererselben, denenselben** für schwach an. Und weil er der artigen Welt nicht wehe thun will; so giebt er den Grammatikern die Lehre: daß sie sich nicht zu sehr darwider auflegen sollten: sie möchten sich zu verächtlich machen, indem sie von ihnen glauben würde, daß sie nicht zu leben wüßten. Welches wird nun stärkere Wirkung haben? die Furcht vor der galanten Welt, oder der Trieb nach Wahrheit? **Unter uns ists indessen wohl ausgemachet**, sagt Heinze, **daß es unrecht sey. Wir Herren Geistlichen**, sagte jener Kirchenvogt; denn er trug schwarze Knöpfe auf dem Rocke.

Den seichten Einwurf, womit sich Herr H. so brüstet, da der Prof. saget, daß wir auch ein fragendes **Fürwort** hätten, dächte ich so zu heben: Herr H. wird gewiß den Kopf schütteln, wenn ich ihm aus der lateinischen Sprache vorlege: ob die conj. quod und das pron. quod einerley Wort ist? oder ob sie wegen ihrer verschiedenen Bedeutungen auch verschiedene Wörter sind? Es kömmt ja nicht darauf an, ob es allemal fraget, sondern wenn es fraget, ist es ein Fragwort, und von dem andern himmelweit unterschieden, das nicht fraget. Denn das Fragwort muß der Redensart ihre Bedeutung geben.

Es ist allerdings lächerlich, daß sich der Herr R. auf der 120 S. über den Herrn Prof. lustig machet, daß er von **Wer** keinen Plural angegeben,

und von **was für einer**, denselben **was für welche** macht. Wie? wenn ich zweifelte, ob der Plural Vos vom Singular Tu herkäme? Denn wo ist ein Buchstab zu finden, der damit ähnlich ist? Oder wenn ich gar läugnete, daß mei, mihi, me zum Ego gehören: wie wollte mich der Herr R. überführen?

So sind bisweilen in den Pronominibus die Wörter beschaffen. Ja selbst im Verbo substantivo sollte sichs wohl niemand träumen lassen, daß von sum, es und est, ja eram und fui herkommen könne. Und gleichwohl gehören sie zusammen. Gut! so denke Herr R. auch von einer und **welcher** in, **was für einer**: und **was für welche**: denn wenn es hieße: Sum, sus, sut,

so wäre es wohl gut.

Weils aber heißt: Sum, es, est:

so bleib es, wie es ist gewest.

Es kömmt nun darauf an, daß **Heinzens** Schein richtig ist, wenn er **Wer** von **Welcher** herleiten will. Doch giebt er am Ende nach seiner Gewohnheit zu, daß man auch sage: **Was für welcher.** Auf der 121 S. nimmt Herr H. die Ausforderung an, die der Prof. in diesen Worten ausdrückt: **Wem die Ursache nicht zuzulangen scheint, der wird so gut seyn, und uns eine bessere geben.** Aber welche Verbesserung giebt uns denn Heinze? eine noch weit schwächere, als des Prof. seine ist. Denn er nimmt nun die Ab-

 leitung

leitung des Worts **Wer** von **Welcher**, und macht es zur Gewißheit; da es ihm doch anfangs nur so zu seyn dünkte.

Heinze verspricht uns zwar bessere Regeln von dem Wörtchen so zu geben; aber die Meynung des Herrn Prof. übertrifft sie billig noch: daß man nämlich lieber an dessen Statt das Wort welche brauchen soll: weil das Wörtchen so ohnedem schon seine Stellen würdiger, anständiger und wohlklingender bekleiden muß. Und es hat auch noch überdieß einen etwas unkräftigen Klang, wenn es gesetzt wird, wie es **Heinze** haben will. Und ob es gleich sehr gebräuchlich ist, so gefällt mir doch die Meynung des Herrn Prof. besser, welcher **Heinze** den letzten Rang geschenket hat.

Auf der 123 S. kann der Herr Rector einige Wörter unter den **uneigentlichen Fürwörtern** nicht dulden, aber wohl nur deswegen, weil sie der Herr Prof. darunter gesetzet. Bey dem Worte **Einer** besinnt er sich aber doch anders, indem er gewahr wird, daß es hier nach der Länge steht.

Aber nun kann er nicht begreifen, was **beyde** und **alle** hier machen; weil sie in der lateinischen Sprache nicht mit unter den Pronominibus vorhanden sind. Trefflich bewiesen! Also dürfen sie hier auch nicht stehen?

Nichts beschämet aber nach seiner Einsicht den Prof. mehr, als das Wort **Alle**, weil es einen Singular bey sich führet. Gleich als wenn der Prof. die Sprache ersonnen hätte. Dieses kömmt mir eben so vor, als wenn ich einen Goldschmied deswegen beschämen wollte, weil er mit seiner Kunst

nicht

nicht im Stande wäre, das schlechte Metall in Gold zu verwandeln.

Weil aber dieses sehr oft geschieht, daß wir uns in Ansehung der Sprache, von der Festsetzung des Pöbels müssen dahin reißen lassen: so hätte Herr **Heinze** wohl gethan, wenn er mit dem Prof. zugleich geschwiegen hätte; denn sein unnöthiges Geschmiere kann doch diesen widersinnigen Singular nicht tödten.

Nunmehr giebt er Prof. G. wieder Beyfall, bis zu dem Dativ von dem Worte **Niemand**: da er denn seine kritische Striegel wieder ergreift, und **Frischen** zum Zeugen nimmt, daß die übrigen Casus kein **en** haben dörfen, weil keine Analogie darzu vorhanden wäre. Sollte dieses aber wohl rein deutsch seyn: Ich habe **niemand** gesehen? Ich habe es von **niemand** gehöret? Mir ist es etwas Gezwungenes und Ungewöhnliches. Vieleicht redet man in Lüneburg nur so.

Dasjenige, was er noch von einigen unabänderlichen Fürwörtern saget, ist nur ein Zusatz, den er dem Professor noch machen will; und vieleicht hat sie der Professor eben so zu erzählen gewußt, wenn er sie gleich nicht angegeben hat. Wir wollen **Heinzen** hier also seinem eigenen Gutdünken überlassen, was er davon sagen will. Beurtheilen Sie übrigens meine unparteyische Gesinnung aus diesem Briefe, und ob er mit ihren Meynungen übereinstimmet. Lassen Sie mich solches bey der ersten Gelegenheit wissen, wessen ich mich mit Beyfall zu erfreuen habe. Leben Sie wohl.

* *

XVIII.

Mein Herr,

Wir gelangen nunmehr eigentlich zu dem 5ten Hauptstücke der Heinz. Beurtheilung, welches von den Fürwörtern redet. Allein anstatt daß ich Ihnen meine Gesinnung darüber zuschicken sollte, muß ich Ihnen Dank sagen, daß Sie mich in diesem Stücke der Mühe überhoben, und das ganze Hauptstück des Hrn. Prof. mit ihrer eigenen Beurtheilung gerettet haben. Wir gehen also zu dem 6ten Hauptstücke, welches von den Zeitwörtern handelt.

Der V. hält sich aber hier bey dem Anfange dieses Hauptstücks etwas weitläuftiger auf, als er bey den vorigen zu thun gewohnt gewesen. Fragen Sie warum? Ich will ihnen gleich die Ursache angeben: Der Prof. ist gewohnt, nicht leicht etwas ohne Grund zu sagen. Dieses nennt Herr Heinze **philosophiren**, und behauptet, daß es eben hier bey den Zeitwörtern unrecht angebracht sey: wenn man aus dem Unterschiede der Zeit, die verschiedenen tempora grammatica herleiten wollte. Ich möchte aber gern wissen, wo doch die Sprachen verschiedene Tempora herbekommen hätten; wenn nicht in der Natur verschiedene Zeiten wären? Herr H. sey so gut, und löse diesen Knoten, nach seiner Scharfsinnigkeit, auf.

Er

Er führet aber dieses zum Gegenbeweise an, weil man sie nicht bey allen Sprachen herausbringen würde. Was gehen uns aber itzo die übrigen Sprachen an? Es ist ja von der deutschen Sprache die Rede, wie sie in derselben beschaffen sind. Denn wenn es so wäre, daß man durchgängig eine Sprachlehre mit der andern beweisen könnte; so brauchten wir ja nur eine einzige, die allgemein seyn könnte. Da nun aber dieses nicht ist: so müssen wir doch zeigen, welche Sprache vor der andern mehr Vollkommenheiten besitzt. Mag doch der Hebräer kein Præsens haben! Soll deswegen der Deutsche ihm folgen? Und insgemein hat der Studirende wenig Vorzug vor dem Ungelehrten, in der Gründlichkeit der deutschen Sprache. Denn er bekümmert sich insgemein nur um fremde und gelehrte Sprachen; und glaubet wohl noch gar, daß es eine Schande sey, sich um die Muttersprache etwas mehr zu bekümmern, als wie sie der Pöbel lernet.

Ich werde überhaupt in diesem Hauptstücke nur das Wichtigste berühren, weil Herr H. sich hier meist mit solchen Kleinigkeiten herum schlägt, die kaum der Mühe werth sind: welches eben nicht die beste Gemüthsneigung verräth.

Auf der 33. S. will H. nicht zugeben, daß imperare befehlen heißt. Allein wenn er mich überführen kann, daß das Wort rogativus mit dem Worte imperativus könne verwechselt werden; so mag seine wunderliche Meynung gelten! Wenigstens hat Imperator in Rom keinen Bettler bedeutet.

tet. Ich weis also nicht, ob man sich über H. Critik mehr wundern als erzürnen soll.

Wenn der Herr V. bey der Gelegenheit S. 33. in die gr. Sprachlehre geguckt hätte, vieleicht hätte ihm das Wort am öftesten nicht so sehr aufgebracht, weil es dort am häufigsten steht. Es ist aber dessen ungeachtet auch zu retten, weil doch insgemein im Deutschen der Superlativus von dem Posit. herkommt als: **Schön, schöner, am schönsten, Lieb, lieber, am liebsten, heiß, heißer, am heißesten:** und so auch **oft, öfter, am öftesten.**

Wo steht es denn geschrieben, daß **oft** keinen eigenen Superl. hat? Wo soll denn **viel** seinen Superl. herbekommen, wenn wir ihn dem Worte **oft** aufdringen wollen?

Des Infinit. hätte H. wohl auch nicht erwähnet, wenn ihm nicht gähling ein Schulmonarchischer Gedanken eingefallen wäre, seine griechische Gelehrsamkeit hier sehen zu lassen; welchen Unterricht der Deutsche hier nicht suchet, auch nicht verlanget. Seine Kritik wäre also hier eben sowohl weggeblieben, als sie bey dem Worte Wesender hätte wegbleiben können, wenn er die griech. Sprachlehre nachgesehen hätte: allwo der Prof. die Gültigkeit dieses Wortes in einer Note vertheidiget hat. Denn **Anwesender**, und **abwesender**, sind einmal gewöhnliche Wörter, die Hert H. aus dem Deutschen nicht verweisen kann.

So sehr als der Prof. zu entschuldigen ist, daß er dem Conjunct. allenthalben das Wörtchen **Daß** vorgesetzet; so zweifelhaft ist es, wenn H. dasselbe bey gewissen Redensarten weglassen will. Denn mir

kömmt

kömmt es vor, als ob ihm seine Kraft fehlte. Es ist allemal besser wenn ich sage: Denke nicht, daß H. ein Sprachlehrer sey. ingl. **Wir hätten nicht geglaubt, daß er so grob wäre;** ist allemal nachdrücklicher, als wenn das daß wegbleibt.

Wer hat es denn ausgemachet, daß ein imperativus nur zwo Personen habe? Gewiß, Herr H.! Wer wird ihm aber glauben? Niemand als derjenige, welcher den Imper. nach seiner Meynung auch den rogat. nennet. Der Prof. hat denselben eben so wenig erdichtet, als die Gerundia. Und ob die Fürwörter **du** und **ihr** gleich nicht immer dabey stehen: so gehören sie doch darzu, und ist nicht sowohl der Grammaticus schuld, als die herrschende Gewohnheit.

Wenn ich nicht wüßte, daß **Bödiker** eben so wohl hätte fehlen können, als wie es H. dem Prof. auf allen Seiten schuld giebt: so wollte ich zugeben daß der Imper. **hab** von dem Worte **haben** recht wäre, ohne daß H. sonst noch einen Beweis darzu setzte. Da nun aber dieses nicht ist, und die deutsche Sprache auch überhaupt nichts gezwungenes leiden kann, so halte ich es lieber mit dem **habe**. Habe Dank, spricht man täglich. Und das stimmet mit der Regel der richtigen Zeitwörter überein; da haben im Imperfecto ein te, und im Supino ein t gehabt, behält.

So verhunzt nun aber Heinzens Redensart ist, in welcher er uns das unanständige von dem Zeitworte **Habender** vor Augen legen will, so sage er mir doch was er an dieser Redensart auszusetzen habe, wenn ich sage: **Er ist ein rechter wohlhabender Mann?** Wenn ich nun nach der Analogie

logie setze, der allemal rechthabende Heinz, wo soll da der Fehler stecken?

Uebrigens ist es wohl mit dem Hülfsworte werden nicht aus Irrthum, sondern ganz gewiß mit Bedacht geschehen. Denn ich sage ja: ich bin krank geworden; du bist recht stark geworden. Diese Frucht ist später reif geworden.

Und wenn er den nachahmenden Dichter von Luthern, zum Beyspiel hier anführt; so sagt Heinze nichts mehr damit, als daß er dem Dichter eine Freyheit zugesteht, auf welche sich der Prosaist gar nicht berufen darf.

Eben so hätte auch der Verfasser nicht nöthig gehabt dem Futur des Imper. den Namen sonderbar, beyzulegen: sonsten müssen wir ja viele tempora im Lateine und im Griechischen also nennen, welchen entweder etwas fehlet, oder die doch zum wenigsten nicht gebräuchlich sind.

Von der Bestimmung der Hülfswörter aber hat H. weniger Grund nur einige anzunehmen, als der Professor: welcher mehrere dafür erkennet. Und es streitet ja gar nicht mit der Sprache. Auch hat der Prof. wohl noch eine reichere Erkänntnis in derselben, so daß er sich des Vorwurfs gar nicht annehmen darf, als nähme er eine elende Zuflucht zu der lateinischen Sprachlehre, wenn er etwas beweisen wollte. Er hat wohl allerdings mehrere und anständigere Wege sich Raths zu erholen, als der Herr Rector in Lüneburg: wie die größere Sprachlehre zeiget: welcher mit seinen Beweise nicht weiter als zu Frischen und Bödikern kömmt, die ihm doch so oft zuwider sind. Und wenn er dieselben noch öfter anführet; so wird er sich verdächtig ma-

chen,

chen, daß er mehr einen Auszug aus denenselben als eine Widerlegung geschrieben habe.

So ist es auch mit denen Partic: Ein **Sollender, Wollender** ꝛc. Hat denn der Prof. irgendswo gesagt, daß man sie entweder im Reden, oder im Schreiben brauchen soll? Doch wenn ich nun sagete, Herr H. ein **seyn sollender Grammatiker;** der **gründlich scheinen wollende Kritiker;** so wird mich niemand beschuldigen ich schriebe undeutlich. Und saget man nicht, ein wohlwollender, ein übelwollender, u. d. m. Freylich! sie sind einmal in der Sprache da; wie so viele andere Wörter vorhanden sind, die ihren Gebrauch fast verlohren haben: wie es vieleicht Heinzens Anmerkungen gehen wird, die bey einem jeden unparteyischen Leser ihre Abfertigung finden können.

In dem 6ten Hauptstücke findet er alles richtig. Was? werden Sie sagen, weicht denn der Wiederlegungsgeist auf einmal von ihm? Allein übereilen Sie sich nicht; er hat sich bald anders besonnen; er will bey seiner eingeführten Gewohnheit bleiben, wenn auch gar kein Stoff zum tadeln vorhanden wäre. Denn weil er einmal die Ueberschrift hingesetzt hat, so will er sich diese Mühe gerne bezahlt machen.

Er bricht also eine Ursache darzu vom Zaune, und widerlegt die große Sprachkunst welches ganz wider sein Vornehmen und den Titel seines Buchs zu seyn scheint.

Doch kann ich nicht unbemerkt lassen, daß sich Herr H. hier des Titels eines überklugen Tadlers theilhaftig machet, indem er dem Hrn. Prof. die

Zeit-

Zeitwörter, die sich auf iren endigen, zu seinem eigenen Richter setzet: weil er sie vom Anfange her aus seinen Schriften ausgemärzet hätte.

Wenn aber H. die Note erwogen hätte, welche unten dabey steht; so hätte er zwar seinem Widerlegungsgeiste die Nahrung genommen: allein der Herr N. in L. hätte sich auch weniger lächerlich gemachet. Was hilft nun ein solches Reden?

Von den unrichtigen Zeitwörtern des 6ten Hauptstücks im 3ten Abschnitte, wo der Prof. saget, daß man von diesen Wörtern: **Ich güsse, du geußt, er geußt**, auch die andere Art brauchen könne, ich **gieße**, du **gießest**, er **gießet** rc. Heinze will aber nicht so, sondern mit der alten Art, will er sich bey den Dichtern beliebt machen; indem er dieselbe ihnen ganz allein zum Eigenthume schenken will.

Sie werden es ihm wohl großen Dank wissen! Scilicet. Obgleich die 3te Anmerkung des Prof. einige Ausnahme leidet, so bleibt sie dessen ungeachtet immer noch eine Regel; weil sie doch in den meisten Fällen richtig ist, und selten eine Regel ohne Ausnahme gefunden iwrd.

Zu der 4ten Anmerkung sagt Herr H. für seine Person nichts, aber er läßt **Popowitschen**, seinen Vormund reden: und dieser hat dem Prof. nichts gethan, darum wollen wir seine Meynung ebenfalls mit Stillschweigen übergehen.

Das Muster des unrichtigen Zeitwortes bey dem Prof. steht doch wohl nicht ganz ohne Nutzen da, ob gleich die Imper. und Infinit. Heinzen immer falsch zu seyn dünken.

Noch

Noch nützlicher aber ist das Register, welches Prof. G. über die abweichenden Zeitwörter in 5 Classen eingetheilet hat. Und da des Prof. seines, in jeder Classe eine Veränderung wegen der Abweichung in sich hält: so ist es mir lieber, als wenn es nach dem A. B. C. eingerichtet wäre. Herr Antesperger in Wien hat es in der zweyten Ausgabe seiner Kaiserl. Grammatik vortrefflich zu nutzen gewußt. Ein alphabetisches, dergleichen Gerlach daraus gemachet, läßt den Leser in einem Labyrinthe, darinn er weder Licht noch Ordnung erblickt, und machet die Sprache selbst einem Chaos ähnlich. So aber sieht man doch einige Ordnung in der Verwandlung des imperfecti. Soll ich Heinzens Anmerkungen darüber erst nach der Reihe durchgehen, so möchte ich die edle Zeit bedauern, ich will hoffen, daß nicht mehr dabey zu erinnern seyn wird, als was ich schon vor kurzem von der Ausnahme gesaget habe.

Was H. von den Regeln des Prof. in Ansehung der Mittelwörter auszusetzen hat, ist die Kürze und die Deutlichkeit: und ich finde doch das Gegentheil in den Regeln des Rect. gar nicht. Und wie hat jener sich sollen damit deutlicher ausdrücken, als er es durch die hingesetzten Muster schon gethan hat?

Ich glaube noch eben so sicher, als wie vorher, da ich noch nichts von H. Einwürfen wußte, daß ich von dem Worte **wandeln** im Perf. sagen muß, ich bin **gewandelt**. Denn ohne Zweifel hat das Wort **wandern** die nächste Verbindung mit demselben, und Niemand wird sagen, ich habe **gewandert**, sondern ich bin **gewandert**. Und H. führet doch

noch selber einen Zeugen davon an, welcher auf des Prof. Seite getreten ist. **Ich bin nicht den Weg gewandelt, den du** &c.

So glücklich auch H. sonst mit den dichterischen Beweisen ist, so widerspricht er sich doch hier selbst, da er zeigen will: wie unbillig den **Zeitwörtern** des 5. Abschn. der Namen abweichend oder (Anomala) zukomme. Denn er schließt so: Weil das Wort *circumdare* kein Anomalon ist, so sind die angegebenen Wörter des Prof. auch keine; ob es gleich der Virgil in dem bekannten Verse: *Ter conatus erat collo dare brachia circum*, dasselbe so gebraucht hat. Trefflich bewiesen! Und so verdienen die fernern Anmerkungen bis zu den unpersönlichen Zeitwörtern gleiche Widerlegung, weil sie aus gleicher Quelle entspringen.

Bey den **unpersönlichen Zeitwörtern** aber widerlegt Heinze sehr unglücklich; indem er entweder aus Bosheit, oder aus Unverstande die Meynung des Prof. verdrehet, oder sie gar nicht verstanden haben muß. Denn der Herr Prof. redet ja nur von den Fürwörtern **ich, du, er**, daß sie nämlich nicht vor einigen Zeitwörtern stehen können, und dieses vertheidiget den Hrn. Prof. in so weit: weil er sie nicht alle meynet, sondern es nur von einigen behauptet; über welches aber H. in der kritischen Hitze hinweg gehuschet ist.

Endlich ist die **altväterische Abwandlung** des Zeitwörtchens **Thun** wieder ein deutlicher Beweis, daß H. mehr aus Haß wider den Prof. G. als aus einem Triebe zur Wahrheit, sein Buch der unparteyischen gelehrten Welt überschicket hat.

Denn

Denn er muß das Verwerfliche davon gestehen, welches der Herr Prof. daran aussetzet. Und was geben denn die englische und holländische Sprache dem Prof. für Ursache, ihnen dieses und jenes vorzuwerfen? da es ganz und gar nicht zu seiner Absicht dienet; sondern vielmehr wider dieselbe streitet.

Aber Heinze ist viel zu böse drauf, wenn er einmal mit dem Prof. einerley Meynung seyn muß. Es ist übrigens hier, für Heinzens Kritik, sehr vortheilhaft, daß der Prof. das Vaterland dieses veralteten Zeitworts angiebt, denn damit legt er dem Prof. G. gar eine rechte Unverschämtheit vor Augen. Was gehen denn dem Prof. die Reichsstädte an? Gleich als ob das Laster in Pallästen mehr Nachsicht verdienete, als in der Schäferhütte! Sonst heißt es: die Vertheidigung der Wahrheit ist schwer zurück zu halten; aber ein unnöthiges Geschwätz ohne Witz, kann einem doch den Mund unmöglich verbrennen.

Ich werde hiermit unsern Briefwechsel eine zeitlang schließen. Nichts als eine nothwendige Reise ist Schuld daran. Aber ehe Sie noch mit Ihrer anvertrauten Jugend dasjenige werden zu Ende gebracht haben, was bisher unserm unparteyischen Urtheile ausgesetzt gewesen, will ich wieder hier seyn. Ich werde nach meiner Zurückkunft darinnen fortfahren: es müßte uns denn eine wichtigere Unterredung, als die Heinzische Widerlegung bisher gewesen ist, unsern Briefwechsel ändern. Nur so viel will ich noch schließlich hinzusetzen, daß die Heinzischen Pfeile nur fremde Waffen sind, die meh-

rentheils auf derjenigen hohen Schule geschmiedet worden, wo man in den gel. Anzeigen dieselben so triumphirend angekündiget hat. Da giebt es Männer, die nicht selbst ihre Haut in den Kampf wagen wollen; sondern Herrn H. als ihren alten Schüler zur Katze brauchen wollen, um mit ihren Pfoten die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Ich habe sichere Nachrichten von einem dasigen Freunde, die die genaue Verbindung des R. aus L. mit jenen großen Lateinern, Griechen und Arabern, außer allen Zweifel setzen. Doch sie werden nunmehr ihre Sachen auch wohl zurücknehmen, da sie gesehen haben:

— — Quam mage sit nostrum penetrabile telum.

Schreiben Sie ja höflich und mit Witze, wenn Sie etwas herausgeben: Heinzens Eifer möchte Sie sonst mit sammt ihrer Schrift verbrennen. Folgen Sie noch zuletzt meinem guten Rathe, mit welchem ich jederzeit verspreche, Ihr Diener zu seyn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gesammlete Briefe über die Heinzische Widerlegung der Gottschedischen Sprach-Lehre

Leipzig 1760

L.germ. 152#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583982-3
VD18 14411296-001